

Till Westermayer

Blogtexte

Band I. Ausgewählte Texte 2008 bis 2025

Gundelfingen, Mai 2026

Blogtexte. Band I. Ausgewählte Texte 2008 bis 2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Till Westermayer

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

Till Westermayer

Kandelstr. 62

79194 Gundelfingen

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	i
Einleitung.....	1
Ein halbes Jahrhundert.....	4
<i>Politische Fragen</i>	7
Das allmähliche Ende der alten Bundesrepublik: kein Nachruf.....	7
Digitalisierung als Baustein einer grünen Innovationspolitik.....	13
Grüne Mehrheiten werden gebraucht.....	20
Nachdenken über Parteien.....	27
Grüne Heimat: die Suche nach dem richtigen Maß an Distanz.....	47
Über Wissenschaft und Politik.....	53
Eine sanftere Zeit.....	59
Ungeduld der Klimabewegung, Zeitläufe der Politik.....	63
Metadualismus: Wie weiter mit den Grünen?.....	68
<i>Sozialwissenschaft</i>	72
Notizen zu Praxistheorie und Umweltverhalten.....	72
<i>Netz, Medien und digitales Leben</i>	88
Das Medium vollendeter parasozialer Interaktion.....	88
Eintauchen in den Kaninchenbau.....	93
Twitterdämmerung.....	113
Traummaschinen, träumende Maschinen, Maschinenträume.....	116
Projekte und die Mitte.....	126
Mein Medienmenü 2024.....	131
Der Traum von digitaler Assistenz. Science Fiction oder schon Realität? ..	134

Science Fiction und Fantasy..... 140
Was ich so lese, oder: gesellschaftskritische Science Fiction140
Hoffnung am Ende der Welt148
Lesarten von Science Fiction: Die dunkle Seite der Macht.....159
Anhang..... 166
Personenindex166

Einleitung

„Seit 2002“ steht stolz in der Kopfzeile meines Blogs *blog.till-wester-mayer.de*. Und das stimmt insofern, weil ich seit 2002 – erst bei Livejournal und Xanga, dann auf einer eigenen Website mit WordPress – Texte ins Internet stelle. Deren Charakter hat sich allerdings im Lauf der Zeit geändert. Am Anfang ist das Blog eher Ort für das, was eine Zeit lang Twitter und heute Mastodon für mich ist, die Gelegenheit, um kurze Meinungsäußerungen, Alltagsbeobachtungen, Witzigkeiten oder ähnliches aufzuschreiben und dann wieder zu vergessen.

Zwischendrin ändert das Blog mehrfach seinen Charakter. Es begleitet unterschiedliche Arbeits- und (digitale) Politikerfahrungen, ist mal stärker durch analytische Texte und mal stärker durch Rezensionen geprägt. Kommentardebatten flammen auf und erlahmen wieder. In der Vogelperspektive werden zeitgeistige Trends sichtbar. Und manchmal handelt sich das Blog von Foto der Woche zu Foto der Woche – als Garant dafür, dass überhaupt etwas passiert, und weil zu viel Leben stattfindet, um davon etwas ins Netz zu schreiben.

Während diese Fotos tatsächlich in einem liebgewonnenen Ritual Jahr für Jahr in einem Fotobuch landen, gab es bezüglich der Blogtexte zwar immer wieder die Idee, eine „Sicherungskopie“ auf Papier zu erstellen, in der Praxis wurde aber nichts daraus. Das hat auch damit zu tun, dass es im Mai 2026, während ich dies schreibe, sind das ohne die Fotobeiträge rund 1800 Texte sind, die sich im Blog finden – von wenigen Worten umfassenden Wortspielen bis hin zu seitenlangen Abhandlungen. Das alles drucken zu lassen, erscheint nicht besonders sinnvoll.

Insofern stellt sich die Frage der Auswahl. Eine erste Auswahlentscheidung habe ich im Lauf der Jahre selbst vorgenommen; in der Seitenleiste gab es die Kategorie der „fünf Leseempfehlungen“, deren Inhalt immer mal wieder wechselte; daraus erwuchs dann eine über die Zeit wachsende und dann wieder getrimmte Liste der mir wichtigsten Blogbeiträge. Bis auf den direkt nachfolgenden autobiografischen

Eintrag zu meinem fünfzigsten Geburtstag am 5. Februar 2025 habe ich diese Beiträge für dieses Dokument in vier Kategorien eingeteilt und innerhalb der Kategorien dann jeweils chronologisch sortiert:

Die unter *Politische Fragen* versammelten Texte beschäftigen sich mit Bündnis 90/Die Grünen – und dem Ringen darum, die verschiedenen Neuerfindungen meiner Partei nachzuvollziehen – mit Parteien im Allgemeinen, mit Baden-Württemberg und der Klimapolitik im Speziellen. Hier findet sich ein Text zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik ebenso wie einer zum Heimatbegriff.

Die Kategorie *Sozialwissenschaft* enthält eine Skizze zum Verhältnis von Umweltsoziologie und Praxistheorie – einen Pfad, den ich wohl weiter verfolgt hätte, wäre ich nicht „in die Politik“ gewechselt.

Unter der Rubrik *Netz, Medien und digitales Leben* geht es um den technologischen Fortschritt des letzten Vierteljahrhunderts – der Aufstieg und Niedergang von Twitter spiegelt sich hier ebenso wider wie die in den 2020er Jahren plötzlich auf den Bildschirmen auftauchende KI (und die Frage, wie damit eigentlich umzugehen ist).

Unter *Science Fiction und Fantasy* versammle ich die Texte, die sich übergeordnet (und jenseits meiner inzwischen recht regelmäßigen monatlichen Rezensionen der aktuellen Lektüre) mit Science Fiction auseinandersetzen.

Die dargestellte erste Auswahl ergibt zu meinem eigenen Erstaunen im Buchlayout bereits 160 Seiten. Diese bilden den ersten Band.

In einem zweiten Durchgang habe ich diese Texte dann um einige weitere ergänzt, die sich in einem Folgebund finden. Kriterien dabei waren: keine Beiträge aus dem aktuellen Jahr 2026, keine Rezensionen, eher die längeren Texte als Kurznachrichten. Der erste dieser Texte ist aus dem Jahr 2006 und befasst sich mit dem damaligen grünen Zukunftskongress, dann geht es u.a. mit der grünen Grundeinkommensdebatte und den US-Wahlen 2008 weiter; es findet sich ein langes Protokoll der Diskussionen rund um die Einführung von

Jugendschutzmaßnahmen bei Flickr und die eine oder andere Notiz zu Twitter, Google und Facebook. Der Vulkan Eyjafjallajökull taucht ebenso auf wie Kaffee, Mobiltelefone und Geschlechterdifferenzen in der Internetnutzung. Und, und, und – bis ins Jahr 2011 mit Fukushima, S21 und einer Wahl in Baden-Württemberg. Bei der erneuten Lektüre findet sich auch für mich Interessantes und längst Vergessenes. Weitere Bände sollen folgen.

Die Texte habe ich dabei weitgehend so belassen, wie sie im Blog stehen – abgesehen von der einen oder anderen Rechtschreibkorrektur oder dem Umsetzen von Exkursen in Fußnoten. Insofern zeigen sie auch, wie sich mein Schreibstil mit der Zeit verändert hat. Dies gilt auch für die Frage, wie gegendert wird – anfangs noch mit Binnen-I, später dann mit „*“, „:“ oder „_“.

Ebenfalls nicht angefasst habe ich die aus dem Blog übernommenen Links (die im PDF anklickbar sind) – vermutlich führen sehr viele davon inzwischen ins Leere.

Gundelfingen, im Mai 2026



Ein halbes Jahrhundert

5. Februar 2025 – Familiengeschichte, Kinder

In großer Regelmäßigkeiten blühen die Schneeglöckchen pünktlich zu meinem Geburtstag. Dieses Mal springt die vordere Ziffer auf die Fünf. Ein halbes Jahrhundert. So alt fühle ich mich nicht. Trotzdem: die Welt meiner Kinderheit und Jugend liegt jetzt längst in der Vergangenheit. Selbst die 1990er Jahre und der Beginn des neuen Jahrtausends werden inzwischen historisiert, archiviert, musealisiert und was der Begriffe dafür mehr sind, Dinge wegzuräumen und als etwas zu betrachten, das gewesen ist.

Einerseits also ein gewichtiger Marker. Andererseits: auch kein anderer Tag als andere Tage. Die ersten grauen Haare und das Sichtbarwerden des musterförmigen Haarausfalls sind schon eine ganze Weile her, und ich bringe beides eher mit den Kindersorgen als mit einer Zahl in Verbindung. Beim Blick in den Spiegel der Videokonferenz fallen Falten auf, deutlicher als früher. Markant, könnte man auch sagen. Und zwischen Kurzsichtigkeit seit der Jugend und einsetzender Altersweitsicht liegt aktuell die glückliche Phase, in der ich am

Bildschirm, zum Bücherlesen oder im Alltag keine Brille mehr, noch keine Brille brauche. Demnächst dann vermutlich Gleitsicht.

Haben 50-jährige andere Interessen? Gehört es dazu, mit dem Alter gelassener zu werden – oder doch eher wütender über die trotz aller Zukunftsversprechen weiterhin und beängstigend aufbrechenden Ungerechtigkeiten und Weltprobleme? Mondbasen, Unterwasserstädte, das Ende der Geschichte, solarpunkig-hippieske Utopien des besseren gemeinsamen Lebens, wie sie mal *en vogue* waren, sind eher nicht zu finden, da draußen in der Welt. Stattdessen fühlt es sich manchmal an, als würden die Cyberpunk-Romane mit den fiesen kapitalistischen Konzernen, den zerbröckelnden Staaten und dem Kampf gegen den neuen Faschismus von manchen nicht als Zeitdiagnose der späten 1980er gelesen, sondern als Anleitung für die späten 2020er Jahre.

No future, Atomkriegsängste und Tschernobyl verschmelzen in der Erinnerung zu diesem angstvollen Gudrun-Pausewang-Gefühl, dass das Ende der Welt nicht weit weg sein kann. Rassismus und sich ins Licht wagende Nazis machten in den 1990er Jahren Angst. Jetzt also nochmal, oder schlimmeres? Die Pandemie. Der Krieg in der Ukraine. Ein Staatsstreich von innen in den USA. Der explodierende Nahe Osten. Und wieder Diskursverschiebungen nach rechts, ganz nach rechts.

Dazwischen immer wieder Phasen, in denen der Zeitgeist grün war. Ökos, Lohas, Bohos, *New Work*, selbstgestrickte Pullover und Gartenarbeit, Landlust und Landliebe, der grüne Erfolg in Baden-Württemberg und das Scheitern der Dosenpfand-Regierung mit Fischer, Trittin und Schröder. Am Ende eine Bierflasche zu viel in der Bonner Runde, oder war's da schon Berlin, und dann Merkel. Eine Zeit, die bedächtig wirkte, nicht der Stillstand von Kohl und Mappus, eine Verschnaufpause? Ein Land, das dennoch „wir schaffen es“ zu seiner Maxime ausgerufen hat – und hintenherum Deals mit den Russen fortführte.

Das Politische und das Private. War das Private politisch? Öffentliches Tagebuchschreiben in Blogs und in der parasozialen Netzgemeinde, die richtig viel Zeit raubte. Ambivalente Erinnerungen an Twitter, Eskalationsspiralen, Politiksimulation, Bedeutung, Deutung,

Deutungs- und Bedeutungsverlust. Froh, nach der Übernahme rausgeworfen worden zu sein. Die Fediverse-Nische Mastodon ist anders, aber auch schön. Das Blog lebt.

Und die Karriere? Ich bin nicht da gelandet, wo ich dachte, eines Tages zu sein – nämlich tief im Wissenschaftsbetrieb. Manchmal frage ich mich, was gewesen wäre, wenn 2011 in Baden-Württemberg anderes ausgegangen wäre, und ich nicht die Abzweigung Richtung Politik genommen hätte: mit einer Fraktion als Arbeitgeberin, die mir in den letzten 13 Jahren deutlich bessere Arbeitsbedingungen – und vermutlich auch deutlich spannendere Aufgaben – geboten hat, als das an der Uni je möglich gewesen wäre. Vereinbarkeit, Home-Office, Work-Life-Balance: nicht bloß Vokabeln, sondern gelebte Praxis. Und auch da ist das Private politisch, die Lebensstilentscheidungen, die Erziehungsentscheidungen, die Mobilitätsentscheidungen – die immer auch Entscheidungen gegen 120 Prozent waren, gegen Aufstiegsstrategien und einen taktischen Blick auf „den Job“.

Zum politisch-privaten Komplex gehören die Kinder. Das zweite wird bald ebenfalls erwachsen sein.

Was dann kommt, frage ich mich neugierig. Tragen die Routinen noch? Braucht es neue Projekte, die die Zeit füllen – oder bleibt eh nie genug, um all das umzusetzen, was in irgendwelchen Winkeln mehr oder weniger geduldig wartet, endlich einmal angegangen zu werden? Bleibt Zeit dafür, oder werfen Weltpolitik und Klimawandel eh alle Pläne über den Haufen?

Ein halbes Jahrhundert verdichtet sich zu einigen wenigen Ereignissen, Sinnbildern, Anmutungen. Und eigentlich: ein Tag wie jeder andere.

Politische Fragen



Das allmähliche Ende der alten Bundesrepublik: kein Nachruf

20. November 2013 – Politik und Gesellschaft, So grün, so grün

Heute erreichte uns die Nachricht, dass der Kabarettist Dieter Hildebrandt gestorben ist. Ich will mich an dieser Stelle nicht an einem Nachruf versuchen, denn das können andere weitaus besser, sondern dieses traurige Ereignis zum Anlass nehmen, ein paar Gedanken zum allmählichen Verbleichen der (links-alternativen) Selbstverständlichkeiten der alten Bundesrepublik – also der BRD, West Germany – niederzuschreiben. Als Kind der 1970er Jahre gehöre ich zu der Generation, für die politisches Kabarett synonym mit der Münchener Lach- und Schießgesellschaft, mit Hildebrandt und mit dem *Scheibenwi-*

scher ist. Hildebrandts Tod ist das Verschwinden einer weiteren Institution der Bonner Republik.

Vielleicht ist es die nostalgische Verklärung, aber nicht nur das Kinderprogramm (ich sag' nur *Rappelkiste*) und die Wissenschaftssendungen (egal, ob *Hobbythek* oder *Knoff-hoff-Show*) waren selbstverständlich unglaublich viel besser als alles, was heute so läuft, sondern selbstverständlich auch das Fernsehkabarett. Es war bei klaren Frontlinien bissig, hatte immer recht, traf den Punkt und schreckte vor billigem Klamauk zurück. Stattdessen gab's auch mal fein zisierte, nachdenklichere Töne. Die Primärsozialisation zahlt sich aus: So, und nicht anders, muss politisches Kabarett sein.¹

Andererseits: Hildebrandts „Störsender“-Projekt war ebenfalls nie etwas, mit dem ich mich anfreunden konnte. Ich meine, ja, das aufzuziehen, war mutig. Aber irgendwie wirkten die fein zisierten, bei näherem Hinsehen manchmal doch recht groben Holzschnitte aus den 1980er Jahren im Medium Internet dann angestaubt.

Aber ich wollte ja keinen Nachruf schreiben. Und schon gar keinen nostalgischen Rückblick auf die Markenprodukte meiner Jugend a la *Generation Golf*. Sondern zwei Dinge festhalten, die ich bemerkenswert finde.

Erstens: Es wird erst nach und nach deutlich, was sich 1989/1990 schon andeutete: Die Regeln des politischen Spiels haben sich verändert. Das liegt nur zum Teil an der deutschen Einheit, am Aufflammen von Nationalismen und Rassismus. Die weltpolitische Lage, die informationstechnisch verstärkte Globalisierung nicht nur der Produkte, sondern auch der Themen, der 11. September und all seine Folgen – all das hat dazu geführt, dass wir uns, auch wenn formal alles gleich geblieben ist, heute in einem (ich fasse den Begriff einmal weit) anderen

¹ Entsprechend fällt es mir dann jedes Mal sehr unangenehm auf, wenn Oliver Welke in der *heute show* ohne Linie peinlich populistisch ist, billige Scherze gemacht werden oder als einziges rhetorisches Mittel die maßlose Übertreibung eingesetzt wird. Das ist vielleicht lustig, aber nicht politisch.

politischen System befinden, als dies noch in den 1980er Jahren der Fall gewesen ist. Ereignisse wie der Aufstieg der Linkspartei, unlängst der Absturz der FDP, aber auch die Entsozialisierung der SPD haben allesamt dazu beigetragen. Was da kausal wie zusammenhängt, wäre ein Knäuel, das zu entwirren sicherlich lohnenswert wäre. Auch dazu wäre die politische Analyse scharfsinniger KabarettistInnen hilfreich, das nur nebenbei bemerkt.

Jedenfalls finden wir uns heute in einer Gesellschaft und einer Politik wieder, zu der Kriegseinsätze und Terrorbekämpfungsmaßnahmen dazugehören. Der Überwachungsstaat hat sich – halb zog sie ihn, halb sank er hin – im Zusammenspiel von NSA, BND, Facebook und Payback aufs Schönste entwickelt. Die Horrorgemälde der Anti-ISDN- und Anti-Volkszählungsbewegung der 1970er 1980er wirken dagegen wie Kindergartenbilder. Und doch stört es kaum jemand. Ein neues nationales Selbstbewusstsein geht mit rassistischen Ausschreitungen einher. Der im Rückblick so heimelig wirkende Sozialstaat der nivellierten Mittelschichtgesellschaft wurde in die Zange genommen, mit unsicheren und flexiblen Arbeitsverhältnissen, Leiharbeit, Zeitarbeit, Werkverträgen und Hartz IV, geschwächten Gewerkschaften, aber weiterhin ohne Mindestlohn polarisiert sich die Gesellschaft in Arm und Reich, abgehängte KonsummaterialistInnen, für die sich niemand interessiert, auf der einen Seite, und eine Solidarität mit den oberen fünf Prozent zeigende Mittelschicht auf der anderen Seite. Ach ja: Austeritätspolitik heißt jetzt finanzielle Nachhaltigkeit.

Klar: Es haben sich auch ein paar andere Dinge verändert, durchaus auch zum Guten. Europa ist Realität. Es hat sich was bewegt im Bereich der Gleichstellung, auch das gesellschaftspolitische Klima scheint insgesamt liberaler geworden zu sein (vielleicht ist's nur eine dünne Schicht, unter der weiterhin die 1950er Jahre lauern und nur auf ihre Chance zum Backlash warten). Umweltschutz ist Mainstream, und Öko wurde zur kaufkräftigen Nische. Auch da schlägt übrigens letztlich wiederum die Globalisierung zu – Klimaschutz in nationalen Grenzen

klappt halt nicht so richtig, die internationalen Vertragswerke aber eben auch nicht.

Das alles (und noch viel mehr?) ist der Kontext, in dem Politik heute stattfindet. Grüne sprechen auch mal mit der Union, fühlen sich gerne bürgerlich-liberal. Die SPD hält die Tradition hoch, hoch genug, dass untendrunter viel Schröderismus in Personen und politischen Ideen Platz hat. Richtig radikale Positionen werden selten vertreten, selbst die Linkspartei tut das nur noch in einzelnen Bereichen. Die 80%-GroKo droht, aber gefühlt ist sie eigentlich schon fast eine Einheitsfront, themenbezogen gerne auch mal unter Einschluss meiner eigenen Partei.

Das alles, dieser Knoten der gegenwärtigen Verhältnisse, heißt aber auch, dass Kabarett mit klaren Frontlinien, Haltungen und Positionen heute entweder extrem minoritär wirken muss, dann fast schon unpolitisch, oder eben optisch doch zum Holzschnitt tendiert. Oder, weg von der Unterhaltung, hin zum bitteren Ernst: Die Schere zwischen scheinbar so einfachen Lösungen und komplexen Problemen geht immer weiter auseinander. *It's complicated*, attraktive Visionen stoßen schnell auf harte Fakten, oder das, was dafür gehalten wird, und insgesamt lässt sich da schon einiges an Verständnis für eine Verdrossenheit mit dem abgeschlossen wirkenden Zirkel derer da oben bringen. Ändern wir das? Aber wie?

Zweitens: Gleichzeitig wird deutlich, dass das Kindheits- und Jugendbild der Mitt- und Enddreißiger (damit meine ich jetzt erstmal mich, vielleicht geht es anderen ähnlich ...) bei näherem Hinsehen durchaus Flecken und Risse aufweist. Was da wie in Zuckerwatte verpackt wirkt, war vielleicht auch damals schon weder süß noch heimelig. Unsere einfachen Lösungen mobilisierten, und wir hatten immer recht (behalten) – oder war das doch damals schon ganz anders, nur dass das in den Imaginationen, Erzählungen und überlieferten Texten und Filmen eben nicht so recht deutlich wird? (Wer hat eigentlich in den 1980er gesiegt, dass die damalige Geschichte heute so geschrieben wird?)

Um den schlimmsten Verdacht aufzugreifen: Wie passt das, was im Wahlkampf als Pädophilie-Debatte hochgekocht wurde, zum Selbstbild der klar für das Gute wirkenden linken, ökologischen, pazifistischen, neuen sozialen Bewegungen der damaligen Zeit? Wie konnte es passieren, dass sich eine Zeit lang Vorstellungen von Sexualität als hegemonial durchsetzten – oder zumindest von anderen aus den Bewegungen geduldet, nicht öffentlich angegriffen wurden – die aus heutiger Sicht völlig falsch, als Verharmlosung von sexuellem Missbrauch, erscheinen? (Strukturell ähnliches ließe sich vermutlich bezüglich der scheinbaren Notwendigkeit bewaffneter Revolten fragen, oder auch zum linken Antisemitismus).

Ich befürchte, dass jenseits der akribischen Auswertung der V.i.S.d.P. einzelner Kreistagswahlprogramme noch eine ganze Menge zeitgeschichtliche Aufarbeitung notwendig ist. Und zwar gar nicht einmal in erster Linie in Bezug auf den öffentlichkeitswirksamen Einzelpunkt Pädophilie, auch nicht in der x-ten Neuauflage der Analyse, welche K-Gruppen und Fraktionchen sich wann wo durchsetzten, sondern viel allgemeiner dazu, mit welchen Mechanismen im klar strukturierten politischen Kontext der alten Bundesrepublik welche Wahrheiten in den neuen sozialen Bewegungen – bis hin zur grünen Partei – konstruiert und festgeschrieben wurden, und wie sich daraus teilweise bis heute wirksame Denkmuster und Vorstellungskorridore ergeben haben.

Nicht als *l'art pour l'art*, sondern weil – wo Luhmann recht hat, hat er recht – wir unsere eigenen blinden Flecken nicht sehen können. Allmählich verschwinden die letzten Institutionen der Bonner Republik. Und allmählich zieht sich auch die grüne Gründungsgeneration zurück – Ströbeles Snowden-Stunt ist da schon eher als Werk des linksalternativen Elder Statesman, der sich so etwas erlauben kann, zu werten, denn als Gegenargument zu dieser allmählichen Übergabe der Partei.

Warum blogge ich das? Weil wir notgedrungen auch die blinden Flecken der SiegerInnen der Bewegungsgeschichte erben. Umso wichtiger scheint mir die Frage, ob und wie

Politische Fragen

manches auch anders hätte verlaufen können – und wo im Angesicht der komplexen heutigen Herausforderungen eingefahrene Denkmuster und Lösungsansätze helfen, und wo nicht. Und dazu muss der selbstkritische Blick auf die eigene (Bewegungs-/Partei-)Geschichte möglich werden, entsprechend muss der implizite Kanon grüner Werte kritisch geprüft werden. Das heißt nicht, alles zu verwerfen, und den totalen Neuanfang zu predigen. Aber es heißt, auch innerparteilich in Frage stellen zu dürfen, was heute als tradierte Selbstverständlichkeit erscheint.

P.S.: Das Label „Rant“ für diesen Text mit all seinen Ungerechtigkeiten, Unklarheiten und analytischen Lücken ist durchaus Absicht.



Digitalisierung als Baustein einer grünen Innovationspolitik

17. Oktober 2014 – Digitales Leben, Nachhaltiges Leben, Politik und Gesellschaft, So grün, so grün, Zukunftsvisionen

„Unterm Strich würde ich gerne in dem Baden-Württemberg leben, das Kretschmann da grade entwirft.“, schrieb ich bei Twitter als Fazit zur „Heimat, Hightech, Highspeed“-Regierungserklärung, und das ist vielleicht erklärungsbedürftig.

Um ganz vorne anzufangen: eine Regierungserklärung im baden-württembergischen Landtag funktioniert so, dass der Ministerpräsident (oder eine andere VertreterIn der Landesregierung) sich ausführlich, grundsätzlich und übergreifend äußert, und – üblicherweise – die Fraktionsvorsitzenden darauf reagieren. Und zwar in „Debatte mit freier Redezeit“, was ganz schön lang sein kann. In dieser Regierungserklärung ging es um „Digitalisierung“, und um die (insbesondere auch wirtschaftlichen) Chancen von Dingen, die mit so schönen Buzzwords

wie „Induschdrie 4.0“, „digitaler Wandel“, „Cloud“ oder „Cybersecurity“ umreißen lassen.

Die Debatte fand ich – ehrlich gesagt – weniger spannend als die eigentliche Regierungserklärung. Die FDP, vertreten durch Fraktionschef Rülke, überraschte mich ein wenig, weil zumindest am Anfang der Rede am stärksten technikkritische Momente durchschienen. Interessant war die Rede der CDU. Da sprach nämlich nicht der Fraktionsvorsitzende Peter Hauk, sondern Guido Wolf, Landtagspräsident und Kandidat für die Kandidatschaft der CDU. Entsprechend stellte er sich dann auch da, habituell nämlich als die „kraftvollere“ Kopie Kretschmanns.

Inhaltlich blubberte Wolf eher, neben „zu spät“, „mehr“, „besser“, „Offensive“ etc. fehlten die inhaltlichen Konzepte. Das *Space Shuttle* als *Benchmark* für *Hightech* – das galt vielleicht zu Lothar Späths Zeiten. Der übrigens jeden Tag fünf Ideen hatte. Ein „digitales Kompetenzforschungszentrum, das die Forschungskompetenzen bündelt und vernetzt“ (so in etwa nannte Wolf das) einzufordern, ist das Einzige, was mir neben den Punkten, in denen Baden-Württemberg bereits reichlich aktiv ist, in Erinnerung geblieben ist. Und die Krebsforschung mit Big Data führend zu machen. Keine Ahnung, was das DKFZ in Heidelberg im Detail so macht, aber vielleicht sowas ähnliches? Buzzwords hatte er auch, da ging's zum Beispiel darum „Stärken in einem digitalen Ökosystem zu vernetzen, um kreatives Wachstum zu entfalten“. Ja, prima. Lustig der – eigentlich inhaltlich ja gar nicht so blöde – Gedanke am Schluss von Wolfs Rede. Da forderte er nämlich einen Ausbau der Technikfolgenabschätzung. Also sowas wie die Akademie für Technikfolgenabschätzung, die wer – ja, genau: die CDU – 2002 geschlossen hat. Aus Gründen des Ideologieverdachts der Kosten. Oder sowas wie das ITAS am KIT mit Armin Grunwald, oder die Leute rund um Ortwin Renn an der Uni Stuttgart. Die fleißig Technikfolgenabschätzung betreiben. Passte zum Eindruck, dass Wolf von lauter Offensivkraft wenig informiert darüber wirkte, was eigentlich im Land so passiert.

Und Kretschmann? Ein konservativer Grüner, der über Digitalisierung redet, und dabei vor allem Chancen betont? Ich finde, dass das

durchaus gelungen ist. Auch wenn einem zum Teil ganz schwindlig wurde vor lauter Clustern, Allianzen und Task-Forces, die Digitalisierung, IT-Sicherheit oder „Induschdrie 4.0“ vorantreiben sollen. Im Kern blieben – neben der Aufzählung der ganzen laufenden Programme und Projekte, von der Breitbandinitiative II über die E-Science-Aktivitäten des Wissenschaftsministeriums bis zum Förderkonglomerat „Forward IT“ – für mich fünf Aussagen übrig:

1. Die Bedeutung von Sicherheit und Vertrauen: Kretschmann spannte hier den Bogen von der IT-Sicherheit in den Unternehmen (und der dafür neu aufzubauenden Landesagentur am FZI Karlsruhe) bis zur Frage danach, welche Folgen Digitalisierung eigentlich für Arbeitsverhältnisse hat, und wie soziale Sicherheit und Gute Arbeit unter den Bedingungen des digitalen Wandels ermöglicht werden kann. Da hängt, ohne dass er das explizit erwähnte, letztlich auch die ganze Debatte um Uber, Sharing Economy und das neue Prekariat dran.

2. Das Ganze war ja als wirtschaftspolitische Regierungserklärung angekündigt, zum Teil schrieben die Medien vorher auch von einer Regierungserklärung zu „Industrie 4.0“. Entsprechend großen Raum nahm der Ruf nach tüftlerischen GründerInnen, nach technologischer und an Geschäftsmodellen orientierter Innovation ein. Dass es hier einen Wagniskapitalfonds mit Unterstützung des Landes geben wird, ist dabei ebenso wichtig wie die hohe Priorität, die Wissenschaft und Hochschulen im Landeshaushalt bekommen. Und natürlich ging es hierbei auch um Industrie 4.0 im engeren Sinne, insbesondere mit Blick auf die Frage, wie kleinere und mittlere Unternehmen von digitalisierten und automatisierten Produktions- und Logistikprozessen profitieren können. Hier ist das Finanz- und Wirtschaftsministerium recht rührig und bildet nicht nur Allianzen, sondern hat auch vorhandene Kompetenzen und Strukturen erforschen lassen.

Soweit erstmal – mehr oder weniger – *business as usual*. Oder: Der Pflichtteil. Spannender dann die Kür, mit den drei Themen Bildung, ländlicher Raum und ökologischer Modernisierung.

3. Baden-Württemberg soll in Zukunft (junge) Menschen dazu befähigen, kompetent mit digitalen Medien umzugehen und so den Wandel mitzugestalten. Das Ganze Kretschmann-typisch recht reflektiert dargestellt. Dazu wird die Medienbildung als eine von sechs Leitperspektiven durchgängig im Bildungsplan verankert; in Klasse 5 wird es einen Grundkurs Medienbildung geben. Das Ganze steht nicht isoliert, sondern wird durch einen derzeit laufenden Strategieprozess begleitet, aus dem (das hatte Kretschmann meine ich nicht erwähnt, ist aber trotzdem wichtig) im nächsten Jahr so etwas wie ein übergreifendes Medienbildungs-Leitbild für Baden-Württemberg erwachsen soll.

Ein bisschen zu kurz kam mir der Blick auf Informatik (muss ja nicht gleich Sigmar Gabriels Ruf nach der Programmiersprache als moderner Fremdsprache sein). Ich glaube, dass zu einem kompetenten Umgang mit einer zunehmend digitalisierten Welt (die ja eben keine Online-Welt im Gegensatz zu einer Offline-Welt ist, sondern in der mehr und mehr das Digitale zum integralen Bestandteil wird) auch ein gewisses algorithmisches Verständnis dazugehört. Das muss nicht heißen, selbst programmieren zu können, aber abschätzen zu können, was Algorithmen können und was nicht – eine Aufgabe, an der gerade das bildungsbürgerliche Feuilleton gerne scheitert. Neben der Frage der Teilhabe, des digitalen *Citoyens*, steht hier natürlich auch die simple Tatsache, dass eine „Industrie-4.0“-Wirtschaft noch sehr viel stärker als bisher auf Fachkräfte aus dem MINT-Feld angewiesen ist, seien sie nun akademisch ausgebildet oder nicht. Auch da dürfte guter Informatik-Unterricht in der Schule (inkl. entsprechender Profilbildung) eine gewisse Relevanz haben.

4. Statt auf die Lederhose setzt Kretschmann auf Heimat. Entsprechend nahm der ländliche Raum recht großes Gewicht ein. Dabei geht es nicht

nur um die Breitbandförderung (die Mittel hierfür werden verdreifacht), um die Stärken der starken ländlichen Räume in Baden-Württemberg zu betonen, sondern auch um kulturelle Fragen. Bei Digitalisierung schwingt ja immer auch Globalisierung, so etwas wie ein globaler informationeller Kapitalismus, mit. Das Ziel, ländliche Räume durch Digitalisierung lebenswert zu erhalten, hat damit einen dialektischen Charakter – und ist eine interessante Herausforderung, der Grüne, Stichwort reflexive Modernisierung, möglicherweise besser gewachsen sind als z.B. die CDU, die entweder auf das Museumsdorf setzt (über das Wolf allerdings herzog) oder aber auf das „moderne“ Großprojekt, aber die Zwischenräume nicht sieht.

5. Und dann schließlich die Digitalisierung als Chance für die ökologische Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft. Das war ein Thema, auf das die Redner der anderen Fraktionen kaum eingegangen sind – zum Teil hatte ich den Eindruck, dass sie schlicht nicht verstanden haben (oder nicht verstehen wollten), dass so etwas wie die „intelligente Fabrik“ tatsächlich auch ein Modell sein kann, um das Wirtschaftswachstum vom Naturverbrauch zu entkoppeln. Es geht dabei um Ressourceneffizienz und eine nachhaltige Ressourcenökonomie, es geht um den sparsamen Einsatz von Energie (das hat die Opposition definitiv nicht verstanden), aber auch um die Chancen, die in intelligenten und vernetzten Prozessen für eine echte Verkehrswende liegen. Und in all diesen Bereichen passiert in Baden-Württemberg heute schon einiges.

Ich persönlich bin ja nach wie vor nicht ganz überzeugt davon, dass der Weg ökologischer Modernisierung ausreicht, um den großen gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen. Die Effizienzgewinne der smarten Industrie und der smarten Haushaltsgeräte (an denen immer auch Datenschutzfragen und Fragen von – siehe Punkt 1 – Vertrauen und Sicherheit hängen, und die dann gleich die Frage: „Wollen wir die überhaupt?“ nach sich ziehen, siehe auch *Smart Grid*) werden

von Rebound- und Lebensstileffekten aufgefressen. Da kommt dann die Wachstumsfrage mit ins Spiel, und damit auch die ganz große Frage nach sozialen Innovationen. Dieses Fass hat Kretschmann nicht aufgemacht, was einerseits schade ist; andererseits weiß ich auch nicht so genau, ob ich *die* Debatte gerne im Landtag und in der Landespresse sehen würde. Ich habe so ein Bauchgefühl, dass das Land noch nicht so weit ist. Schade eigentlich. Jedenfalls gefällt es mir, Digitalisierung eben nicht nur als Wirtschaftsfrage zu verstehen, sondern auch als ökologische Frage. Und da ist ökologische Modernisierung immer noch um Weiten besser als der *Status Quo*.

Mein Eindruck: Das Staatsministerium hat – anders als andere – begriffen, um was es geht, wenn eine „digitale Agenda“ aufgestellt werden soll. Schnelles Breitband und eine wirtschaftspolitische Orientierung an digitaler Innovation sind das eine, aber ohne Bildung, gesellschaftliche Teilhabe und die integrale Verknüpfung mit der ökologischen Frage hilft die Zielsetzung Digitalisierung eben nicht weiter. Und deswegen finde ich es gut, dass all diese Themen in Kretschmanns Regierungserklärung durchaus prominent vertreten waren. Insgesamt, um zum Eingangszitat zurückzukommen, lässt sich aus diesen Puzzlesteinen durchaus die übergreifende Vision eines digitalisierten, aber (um das Kretschmann-Wort zu verwenden) weiterhin lebenswerten und deutlich nachhaltigeren Baden-Württembergs zusammensetzen. Und dieser Kompass ist wichtig.

Gleichzeitig zeigt sich hier auch ein Paradox der Vermainstreamung der Netzpolitik: Datenschutz, NSA und Überwachung wurde angesprochen, aber all die schönen Lieblingsnischenthemen – von der *Open-Source*-Wirtschaft über die Informationsfreiheit bis zur Netzkultur und der *Social-Media*-Etikette – spielten keine Rolle. Das hat die baden-württembergische Digitalisierungsdebatte durchaus gemeinsam mit anderen Digitalisierungsdebatten. Dass diese Themen nicht angesprochen wurden, heißt nicht unbedingt, dass sie politisch nicht vorkommen. Beispielsweise ist *Open Access* ein zentraler Bestandteil der *E-Science*-Aktivitäten des Wissenschaftsministeriums. Explizit aufgerufen

wurde das Thema aber nicht. Hier und bei ähnlichen Punkten stellt sich mir schon länger die Frage, wie der Mainstream-Diskurs (zu dem u.a. auch die erstaunliche Resonanz auf Jaron Laniers Friedenspreis in der Öffentlichkeit gehört) und der Nischen-Diskurs fruchtbar zusammengebracht werden können.

Insgesamt muss ich noch einmal betonen, dass eine Regierungserklärung zur Digitalisierung eine massive Aufwertung dieses Themas bedeutet. Das ist gelungen – und zugleich ist damit nur der Auftakt für eine Debatte gesetzt, die noch längst nicht zu Ende ist. So wird die baden-württembergische Landespartei von Bündnis 90/Die Grünen auf ihrem Parteitag im November in Tuttlingen unter der großen Überschrift Nachhaltigkeit und Innovation über einen umfassenden Wirtschaftsantrag beraten, in dem der digitale Wandel einen zentralen Stellenwert hat, in dem aber auch soziale Innovationen und die Frage nach Spielräumen der *Share Economy* (welche damit gemeint ist, müssen wir klären) angesprochen werden. Grün und innovativ zusammenzudenken, ist die richtige Richtung – die prominente Digitalisierungsdebatte im Landtagsplenum kann aus meiner Sicht ein wichtiger Baustein dafür sein. Am Schluss steht ein grünes Haus, das digitale Strategien verinnerlicht hat, und damit letztlich auch zu einer anderen Technologiepolitik gefunden hat.

Warum blogge ich das? Weil ich dazu natürlich was sagen muss, selbst wenn's nur ein Reload meiner Tweets ist.



Grüne Mehrheiten werden gebraucht

26. März 2015 – Politik und Gesellschaft, So grün, so grün

SWR und *Stuttgarter Zeitung* haben eine neue Vorwahlumfrage für Baden-Württemberg veröffentlicht. Grüne und Landesregierung schneiden gut ab, eine Wechselstimmung gibt es nicht. Ich nehme das mal zum Anlass, um einen längeren Text zu veröffentlichen, der schon seit ein paar Tagen auf meiner Festplatte liegt – und bei dem ich mir gar nicht so sicher bin, ob ich die Schlüsse, die ich da beschreibe, eigentlich richtig finden soll. Insofern bin ich auf Reaktionen gespannt. (Ach ja: Dieses Kontext-Porträt passt auch gut dazu ...)

Ein Erdbeben in Zeitlupe hat die Partei erfasst. In acht – und wenn die Koalitionsvereinbarungen in Hamburg erfolgreich abgeschlossen werden, in neun – der sechzehn Bundesländer sind Grüne an der Regierung beteiligt. Und trotzdem bleibt eineinhalb Jahre nach der Bundestagswahl 2013 ein schales Gefühl. Weder die kleinstparteiliche Repräsentation im Bundestag noch das anhaltende Tief bei der

bundesweiten Sonntagsfrage passen zum Anspruch des Mitregierens und Mitgestaltens. Für 2017 sehen die Optionen schal aus – Bundeskanzlerin Merkel könnte fürs Weiterregieren dann eine neue Partei gebrauchen, die sie nach vier Jahren als leere Hülle zurücklassen kann, aber eine Perspektive ist das nicht. Auf der anderen Seite steht Rot-Rot-Grün als nach wie vor blockiertes Rechenspiel. Auch darauf lassen sich, so scheint es, keine Kampagnen aufbauen.

Grüne waren schon immer eine multipolare Partei. Dies hat sich seit 2013, ja eigentlich schon seit 2011, noch einmal verstärkt. Derzeit liegt das grüne Kraftzentrum ganz sicher nicht in der Bundespartei und ebenso sicher nicht in der Bundestagsfraktion. Beide machen ihre Arbeit, beide mühen sich redlich – aber die große, mitreißende Erzählung inszenieren weder Anton Hofreiter und Katrin Göring-Eckardt noch Simone Peter und Cem Özdemir. Verfrühte Midlife-Crisis eines bundesrepublikanischen Erfolgsprojekts?

Schnitt: 2011 fügte sich in Baden-Württemberg das Unwahrscheinliche zur ersten grün-roten Koalition: Eine Bevölkerung, die längst fortschrittlicher war als die „Landespartei“ CDU, und die diese zunehmend als Belastung für das Land empfand. Ein CDU-Spitzenkandidat, der diese bräsige Rückwärtsgewandtheit ganz und gar verkörperte. Ein Bahnprojekt und eine Reaktorkatastrophe, die für viele wohl der Anstoß waren, entschlossen zur Wahl zu gehen. Grün-Rot wurde Wirklichkeit, Winfried Kretschmann erster grüner Ministerpräsident, die SPD zum Juniorpartner, die CDU zur übergroßen Opposition, die aus ihrer nach wie vor vorhandenen Stärke in den Niederungen des Landes den Anspruch ableitete, „eigentlich“ vorne stehen zu müssen, die vom „Betriebsunfall“ redete.

2016 steht im Fünfjahreszyklus die nächste baden-württembergische Landtagswahl an. Wie diese ausgeht, ist offen und wird wohl letztlich davon abhängen, ob die FDP und/oder die AfD in den Landtag einziehen, oder ob dieser zu einem Drei-Parteien-Parlament wird. In den Wahlumfragen liegen Grüne und SPD knapp vor der CDU. Die Beliebtheitswerte des zum Landesvater gewordenen Ministerpräsidenten

Kretschmann ähneln denen der Bundeskanzlerin, und auch die Arbeit der Regierung wird honoriert. Seit 2011 erreichen Grüne in Baden-Württemberg in den Meinungsumfragen, auch im Sog der landesväterlichen Beliebtheit, klar über 20 Prozent. In der letzten Umfrage (März 2015) sind es 25 Prozent, 63 Prozent der Bevölkerung sind mit der Regierungsarbeit zufrieden, 72 Prozent mit dem Ministerpräsidenten.

Ein deutlicher Kontrast zu den Werten auf Bundesebene, aber auch ein Kontrast zu anderen Bundesländern. Manche munkeln schon von einem „CSU-Effekt“, insbesondere im Umfeld der Zustimmung der baden-württembergischen Landesregierung zum „Asylkompromiss“ wurde dies laut. Kretschmann präsentiert sich, nein, verkörpert den ländlich verwurzelten, bürgerlichen, teilweise durchaus konservativen Grünen. Wertschätzung für die Wirtschaft ist bei ihm nicht gespielt, und ein gutes Gespür dafür, wie die Stimmung im Land ist, wie viel Veränderung zumutbar ist, und wo der Punkt liegt, an dem die Badnerinnen und Württemberger nicht mehr mitgehen, hat er ebenfalls. Die Chiffren der „Politik des Gehörtwerdens“ und der „Bürgerregierung“ stehen auch dafür, dass im Zweifel die Interessen und Ängste der Bürgerinnen und Bürger über der Parteilaisson stehen.

In fast allen Politikfeldern wurde so ein Kurs der sanften, nachholenden (ökologischen) Modernisierung eingeschlagen. Die grünen Neuerungen knüpfen, etwa beim Hochschulgesetz, bei der Wärmedämmung und selbst bei der Landesbauordnung, zu großen Teil an das an, was da ist. Die Richtung der Reformen gefällt nicht allen, aber sie verschreckt niemand. Da, wo es ruppiger zugeht, etwa beim Jagdgesetz oder bei der Durchsetzung des Nationalparks gegen erhebliche Widerstände, sind es im Kern die konservativsten Milieus des Landes, die auf die Straße gehen. Eine gewisse Ausnahme stellt die – im von der SPD geführten Kultusministerium ressortierende – Bildungspolitik dar. Zwar sind es auch hier Erzkonservative, die beispielsweise gegen den neuen Bildungsplan und die dort verankerte Leitperspektive der Toleranz für gesellschaftliche Vielfalt demonstrieren.

Es lässt sich jedoch feststellen, dass der strukturelle Wandel vom vielfach gegliederten Schulsystem zum Zwei-Säulen-Modell trotz aller Behutsamkeit – möglicherweise mit durch die Amtsführung der ersten sozialdemokratischen Kultusministerin, Gabriele Warminski-Leitheußer, verursacht – für Unruhe sorgte, auf die die Opposition aufbauen konnte. Statt das Schulsystem zu einem Stichtag auf eine Zweigliederung aus Gymnasien und Gemeinschaftsschulen umzustellen oder gar die Vision „einer Schule für alle“ umzusetzen, hieß Behutsamkeit hier, die Gemeinschaftsschule als eine weitere Option im Schulgesetz vorzusehen und bestehende Schulen dazu zu ermuntern, zur Gemeinschaftsschule zu werden. Anders als in Hamburg gab es damit keinen Anlass für eine landesweite Gegenkampagne. In den meisten Orten, an denen Gemeinschaftsschulen eingerichtet werden, werden diese durch Schule und Gemeinderat breit getragen – oft auch aus Einsicht in die Notwendigkeit sinkender Schülerzahlen hinein. Nur vereinzelt kam es zu Bürgerentscheiden und erfolgreichem Widerstand vor Ort.

Dennoch reichte die Einführung einer neuen Schulart und die Abschaffung der bisher geltenden verbindlichen Grundschulempfehlung gepaart mit recht weitreichenden Empfehlungen einer Kommission zur Reform der Lehrerbildung und nicht zuletzt der Ankündigung, aus fiskalischen Gründen Lehrerstellen abbauen zu wollen, dazu aus, das Bild einer kurslosen, chaotischen Bildungspolitik öffentlich festzusetzen; ein Bild, das Landtagsopposition und konservativere Lehrerverbände immer wieder auffrischten. Entsprechend fielen die Zufriedenheitswerte mit der Bildungspolitik in Meinungsumfragen schlecht aus; der Wechsel von Warminski-Leitheußer zu Andreas Stoch (ebenfalls SPD) sowie das Ende des strikten Sparkurses führten zu einer gewissen Entspannung, aber nicht zu Jubelstürmen.

Zurück zur grünen Lage: Ökologische und gesellschaftliche Modernisierung nur schrittweise umzusetzen, und gleichzeitig immer wieder Nähe nicht nur zur Wirtschaft, sondern auch zur Bevölkerung im ganzen Land – nicht nur in den urbanen und universitären Zentren als grünen



Hochburgen – zu äußern, ja, bewusst eine Politik für ländliche Räume zu gestalten – all das enttäuscht gewisse Erwartungen. Wer aus Berliner Perspektive auf die Umsetzung des Bundestagswahlprogramms drängt, oder wer gedacht hat, dass ein grüner Ministerpräsident versuchen wird, das Lebensgefühl des Freiburger Vauban-Viertels zur Leitkultur des Landes zu erheben, sieht sich – oder hat sich – getäuscht. Dem stehen allein schon die Haushalts- und Verfassungswirklichkeiten beschränkter Landeskompentenzen entgegen. Dem steht aber vor allem der eben beschriebene Kurs der behutsamen Schritte und der Nähe zur Bevölkerung entgegen. Ein Raumschiff Stuttgart sehe ich nicht.

Bis dato ist dieser Kurs erfolgreich. Sollte 2016 die Wiederwahl gelingen (oder nur knapp scheitern), wird dies ebenfalls auf das Konto dieser Idee einzahlen, eine bürgerliche, durchaus ökologische, durchaus freiheitliche grüne Politik Schritt für Schritt umzusetzen.

Auf der anderen Seite, um auch das nicht zu vergessen, steigt die Zustimmung für die LINKE. Es gibt eine gewisse Unzufriedenheit bei bestimmten Bevölkerungsgruppen mit dem Fehlen einer radikalen Option, mit einer Verortung nicht in einem diffus-bürgerlichen, sondern

in einem klar konturierten linken Lager. Wie weit – gerade in den Metropolen – Grüne diese Erwartungen mit abdecken können, ob gar die SPD ihre sozialdemokratischen Wurzeln wiederentdeckt – das bleibt abzuwarten.

Insgesamt betrachtet stehen Bündnis 90/Die Grünen in Baden-Württemberg jedoch ziemlich gut da. Zum Teil mag dieser Erfolg an baden-württembergischen Besonderheiten liegen. An wirtschaftlicher Stärke und einer im Bundesvergleich geringen Arbeitslosigkeit, an starken und selbstbewussten Regionen, an konservativen und ländlichen Traditionslinien, aber auch an der doch recht selbstverständlichen Gleichzeitigkeit von Vielfalt und Tradition im Alltag der Menschen. Wer möchte, kann hier bis zum bis heute wirkmächtigen Bindestrich zwischen *Laissez-Faire* und Pietismus im Landesnamen zurückgehen, oder zur engen Verbindung zwischen Wirtschaftsstärke und Zuwanderung. Schon vor 2011 hat dieser Charakter des Bundeslandes (und die starke kommunale Verwurzelung sowie das Landtagswahlrecht mit seinen Besonderheiten) dazu beigetragen, dass der baden-württembergische Landesverband von Bündnis 90/Die Grünen mit „Berlin“ fremdelte, wenn auch immer wieder zentrale Positionen mit Baden-Württembergern besetzt wurden. Ein anderer Faktor, der – etwa im Vergleich zur Berlinwahl 2011 – herangezogen werden kann, ist die Persönlichkeit Kretschmanns.

Beides mag anderswo nicht gelten. Es bleibt jedoch die Frage, ob der, verkürzt gesagt, Kurs einer zurückhaltenden, geerdeten, maßvoll grünen Bürgerlichkeit auf Baden-Württemberg beschränkt ist, oder ob hier nicht ein Kern für eine grüne Erzählung liegen könnte, die über das 10-Prozent-Tal hinausweisen könnte.

Ein solcher Kurs ist ein Spagat, der es notwendig macht, die Ausdehnung in ganz unterschiedliche Milieus mit deutlich gezeigter Wertschätzung für die Stammwählerschaft und den Kern aktiver Mitglieder zu verbinden. Ein solcher Kurs bedarf eines klugen Erwartungsmanagements, um Erfolge und Veränderungen sichtbar zu machen, statt Enttäuschungen zu produzieren. Und ein solcher Kurs ist nur möglich,

wenn die Orientierung stimmt, also plausibel gemacht werden kann, dass die kleinen Schritte in die richtige Richtung gehen. Sonst fehlt die Glaubwürdigkeit, die für nachhaltige Erfolge unabdingbar ist.

Der Blick auf innerparteiliche Diskussionsprozesse in Baden-Württemberg, vor allem aber in der grünen Partei insgesamt (aber auch im grünen und „alternativen“ Umfeld), zeigt, wie schwierig dieser Spagat ist. Das gilt erst recht, wenn in der Diskussion baden-württembergische Regierungspolitik und das innerparteiliche Karrierenetzwerk der Realos in eins gesetzt werden. Dass es hier Überschneidungen gibt, ist klar – im Reflex gegen die „Realos“ den Kurs einer behutsamen Erneuerung zu brandmarken, führt aber, meine ich, nicht weiter.

Etwas zugespitzt gesagt: Grüne sind dann erfolgreich, wenn es gelingt, die Menschen einzubinden und abzuholen, die in vielen Punkten längst grün denken, das aber – geblendet von Zerrbildern aus den 1980ern – selbst noch nicht wissen. Das gelingt nicht mit dem Insistieren auf reine Lehre, sondern im zuhörenden Zugehen auf die Menschen, und auch im Zugehen auf vorhandene Institutionen. Das scheint mir letztlich mehr wert zu sein, als immer und immer wieder Debatten der Selbstvergewisserung und der Nabelschau zu führen. Auch der Aufschlag zur „Freiheitspartei“ hatte letzten Endes mehr diesen Aspekt der abschließenden Identitätssuche als der Öffnung hin zur Gesellschaft. Diese Öffnung aber braucht es (ohne dabei die Identität zu verlieren). Denn wo sonst sollen die gesellschaftlichen Mehrheiten dafür herkommen, die Welt zu retten?

Warum blogge ich das? Weil ich neben den Erfolgen hierzulande auch ein zunehmendes Auseinanderdriften der Partei wahrnehme. Mit Sorge.



Nachdenken über Parteien

8.-25. Oktober 2016 – Politik und Gesellschaft, So grün, so grün

Wenn ich mich richtig erinnere, bin ich im November 1996 bei Bündnis 90/Die Grünen eingetreten. Das ist jetzt zwanzig Jahre her. „Grün-aktiv“ bin ich aber noch länger – 1991 wurde die Grün-Alternative Jugend Baden-Württemberg gegründet, auch da war ich dabei, ebenso bereits 1990 bei einem ersten baden-württembergischen Jugendkongress. Damals, mit 15, 16 musste ich nicht lange darüber nachdenken, ob „grün“ für mich die richtige Farbe ist. Politik interessierte mich immer schon, meine Eltern sind aktive grüne Gründungsmitglieder, ich war auch als Kind schon bei Infoständen oder auf Demos dabei, und natürlich wollte ich die Welt retten. Da lag die Entscheidung für „grün“ ziemlich nahe.

Im Umkehrschluss bedeutet das auch, dass ich in Politik eher hinein gewachsen bin, als dass ich mich bewusst für Politik entschieden habe. Was richtig und was falsch ist, war oft selbstverständlich, und nur im

Grad der Radikalität hinterfragbar. Parteipolitik war für mich zuerst sozialer Raum, und erst im zweiten Schritt kam so etwas wie professionelle Distanz dazu; ein Lernprozess, der nicht immer ganz einfach war.

Warum schreibe ich das? Weil mich die Form und die Verortung der Partei – der grünen Partei – seit einigen Wochen doch wieder vermehrt umtreibt. Da ist einiges zusammengekommen. Die grün-schwarze Regierungsbildung in Baden-Württemberg, bei der sehr viel deutlicher als bei der Koalition mit der SPD die unterschiedlichen Kulturen der beteiligten Parteien zu Tage tritt. Semi-prominente Parteiaustritte und deren jeweiligen Begründungen, die – aus meiner Sicht – vielfach Erwartungen an Partei artikulieren, die ich schlicht unrealistisch und unzeitgemäß finde. Gleichzeitig steht ein Bundestagswahlprogramm 2017 an. Immer wieder gibt es Debatten um den richtigen Umgang mit der AfD und anderen rechtspopulistischen bis rechtsradikalen Bestrebungen, bei denen es eben auch eine Rolle spielt, dass die AfD letztlich die so selbstverständlich und gefestigt erscheinende liberale Demokratie in Frage stellt. Tagungen wie die der Böll-Stiftung heute, die unter dem Motto „Aktualität und Erneuerung: Ein Update der Parteien in Zeiten des Populismus“ stand, und bei der immer wieder – insbesondere auch in dem sehr erfrischend moderierten Workshop zu „Partei? Ohne mich!“ oder „Partei? – Beleben!“ – ganz generell nach der Attraktivität und Aufgabe von Parteien gefragt wurde. Aber auch das in sozialen Medien viel geteilte und diskutierte Diagramm der Friedrich-Ebert-Stiftung zu „Strategiedebatten der deutschen Parteien 2016“ ist etwas, zu dem ich noch etwas schreiben wollte.

Splitter 1: Strategische Debatten um die Verortung im Parteiensystem

Fangen wir mit der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) an. Die verortet in ihrem Monitoring die deutschen Parteien in einem Zwei-Achsen-System. Auf der einen Achse – der klassischen Links-Rechts-Achse – geht es um die Spannweite von Verteilungsgerechtigkeit (links) bis Marktfreiheit (rechts), also um wirtschaftspolitische und sozialpolitische

Positionierungen. Die andere Achse – vertikal – reicht von autoritär bis libertär. Die SPD sitzt ziemlich genau in der Mitte dieser Karte.

Die CDU ist rechter und autoritärer, die CSU steht wirtschaftspolitisch einen Hauch links von der CDU, ist dafür aber um einiges autoritärer. Die AfD wird auf der Links-Rechts-Achse rechtsaußen positioniert, und als noch autoritärer als die CSU beschrieben. Die FDP ist auf der Links-Rechts-Achse ebenso rechts (also in Bezug auf wirtschafts- und sozialpolitische Positionen), wird dafür aber als mindestens so libertär wie die SPD eingeschätzt.

DIE LINKE steht wirtschafts- und sozialpolitisch ganz links, ist aber nach dieser Darstellung eher autoritär, und Bündnis 90/Die Grünen sind fast ganz oben auf der libertären Achse, deutlich oberhalb von SPD und FDP, und werden auf der Links-Rechts-Achse zwischen SPD und CDU eingeordnet.

Um diese programmatischen Positionierungen (über die auch gestritten werden könnte), ordnet die FES jeweils lebensweltliche Wolken an, die darstellen sollen, wie weit das Milieu der jeweiligen Anhänger*innen reicht. Rechts-unten wird's ziemlich eng, die SPD ist programmatisch deutlich weiter rechts verortet als ihr bis ganz nach links gehende Milieu, und Bündnis 90/Die Grünen werden ebenfalls als Eigelb in einem großen Spiegelei dargestellt, das von links-progressiv bis fast an die FDP heranreicht, aber nie in den autoritären Bereich wandert. Dabei gibt es gewisse lebensweltliche Überschneidungen mit dem Milieu der SPD, aber die ist eben deutlich autoritärer positioniert, erst recht in ihrer Lebenswelt.

Schließlich versucht die FES noch – es lohnt sich, das Diagramm anzuschauen – programmatische Richtungstreits im Diagramm abzubilden. Bei uns geht's da um Vermögenssteuer (aus FES-Sicht ein großer Schritt nach links) oder den Fokus auf „grünes Wachstum“ (ein Schritt nach rechts), um neue Familienpolitik und eine Politik für sexuelle Vielfalt (libertär), oder um staatliche, ordnungspolitische Vorschriften, etwa zur Ernährung (das sieht die FES als Ausdehnung in Richtung autoritär an). In den Worten der FES – das mit der Ökodik-

tatur und den Tugendwächtern hat aus meiner Sicht mit unseren real stattfindenden Debatten wenig zu tun – klingt das dann so:

Der lange Marsch durch die Institutionen spiegelt sich in der Wanderung der Grünen vom links-libertären ins bürgerliche Lager. Treibende Kräfte sind hier einerseits die wirtschaftsfreundlichen Kräfte, die das „Grüne Wachstum“ propagieren, andererseits die „Tugendwächter“, denen vorgeworfen wird, mit Veggie Tagen, Rauchverboten und Tempolimits eine „Ökodiktatur“ errichten zu wollen. Libertäre Kräfte verstehen die Grünen als die Verkörperung der gesellschaftlichen Modernisierung, deren Rolle es ist, Homo-Ehe, Patchwork-Familienbild und Gleichstellung gegen die autoritäre Anfeindungen zu verteidigen. Auf mittlere Sicht scheint die innerparteiliche Auseinandersetzung vor allem entlang der materiellen Achse zwischen „Green Growth“ und „Degrowth“ zu verlaufen. In der Frage einer Vermögensabgabe stehe sich unterschiedliche Positionen gegenüber. Unklar ist auch, ob die Grünen noch für eine rot-rot-grüne Koalition zu begeistern sind, oder eher auf ein schwarz-grünes Projekt auf Bundesebene zielen.

(Und aus Sicht von 1980 ist das alles eine Wanderung in die Mitte – die 1980er-Grünen verortet die FES nämlich ganz oben in der wirtschafts- und sozialpolitisch linken und kulturell libertären Ecke. Gerade in Bezug aufs Libertäre hätte ich da so meine Zweifel, aber lassen wir das mal so stehen).

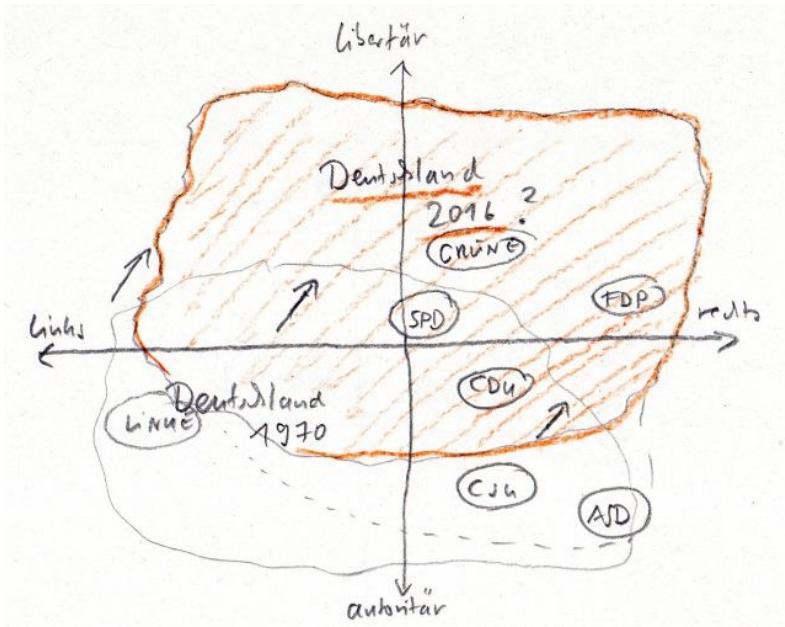
Vier Beobachtungen dazu:

1. Eine wichtige Information, die nicht im Diagramm der FES eingezeichnet ist, ist die Verteilung der Haltungen in der Bevölkerung. Jetzt lässt sich natürlich darüber streiten, welche Auswirkungen die jeweils eigenen Werte (links-rechts, autoritär-libertär) auf das Wahlverhalten bzw. die Parteiaffinität haben. Jedenfalls glaube ich erstens nicht, dass die Haltungen in der Wählerschaft über das Diagramm

gleich verteilt sind, und halte es zweitens für sehr wahrscheinlich, dass die Gesellschaft insgesamt sowohl nach rechts gerückt ist (also, was wirtschafts- und sozialpolitische Haltungen anbelangt), als auch nach oben (also auf der kulturellen Achse libertärer geworden ist). Ganz grob skizziert könnte da so aussehen wie im Bild.

Diese Information wäre wichtig, wenn derartige Diagramme herangezogen werden sollten, um darüber nachzudenken, wo und wie eine Partei sich strategisch positioniert.

2. Vorbehaltlich der unten Punkt 1 genannten Problematik, dass die Karte keine Information zu Verteilung der Einstellungen in der Bevölkerung enthält, fällt doch auf, dass LINKEN, FDP und AfD jeweils relativ scharf umrissene und von der Ausdehnung begrenzte Lebenswelten zugeordnet sind, während die FES nicht nur den „alten“ Volksparteien SPD und CDU, sondern eben auch uns GRÜNEN eine „volksparteiliche“ Lebenswelt mit einer großen Spannweite zuordnet.



Wenn das so stimmt, deutet das nicht nur auf deutlich größere, nicht genutzte Potenziale hin, sondern auch auf eine größere Aufgabe, für Zusammenhalt in der Partei zu sorgen. Wir haben, soweit ich weiß, zwar steigende Mitgliedszahlen, aber eine relativ hohe Fluktuation. Möglicherweise ist das auch ein Hinweis darauf, dass es nicht so ganz einfach ist, „das“ grüne Milieu zusammenzuhalten. Das gilt insbesondere mit Blick auf Baden-Württemberg.

3. Allerdings: Was in dem schönen Zwei-Achsen-System nicht vorkommt, ist eine Haltung zur ökologischen Frage, und sekundär dazu, zu globaler Gerechtigkeit. Meine These wäre ja, dass die verbindende Klammer innerhalb unserer Partei (über zum Beispiel die Auseinandersetzung darüber, ob Degrowth oder grünes Wachstum die richtige Strategie ist, hinweg) eben das Primat der Ökologie, oder etwas breiter gefasst, das Ziel einer nachhaltigen Gesellschaft ist. Über die Ziele sind wir uns da ziemlich schnell einig, über die Wege dahin wurde und wird erbittert gestritten. Ob das wirklich so viel mit autoritär-libertär und links-rechts zu tun hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ist das möglicherweise das Zusammenhaltsthema.

4. In der heutigen Böll-Veranstaltung ging's immer wieder auch um die These, dass die Parteien sich nicht mehr genug voneinander unterscheiden würden, dass sie – abgesehen von der AfD – keine Alternativen und Entscheidungsoptionen anbieten. Wenn ich mir die von der FES vorgenommene Verortung anschau, dann ist das nicht so. Bis auf die SPD mit ihrer traurigen Mittelposition ist doch recht klar abgegrenzt, wer wo steht, und wer für wen eine Wahlalternative anbietet. Neben der im Diagramm nicht erfassten Ökologie wäre demnach das Entstehen für eine kulturell libertäre Gesellschaft das große grüne Alleinstellungsmerkmal.

Splitter 2: ... die nicht geführte Kursdebatte und ihre Folgen



In den letzten Tagen gab es ein paar Mal innerparteilich ziemlich viel Aufregung. Ein Anlass dafür war die Information darüber, dass der Vorstandsvorsitzende von Daimler als Gastredner zur diesjährigen Bundesdelegiertenkonferenz

(BDK) eingeladen ist. Mir erschien das halbwegs plausibel – schließlich ist eines der heißen Themen der BDK der allmähliche Ausstieg aus dem Verbrennungsmotor (unter dem Slogan: „Rettet die deutsche Autoindustrie“). Und zu dieser Debatte auch mal zu hören, was Daimler sich so an Mobilitätszukunft vorstellt, ist ja nun nicht ganz uninteressant.

Dass es dabei bei einseitiger Propaganda bleiben würde, erschien mir nicht als besonders plausibel. Schließlich kenne ich unsere Delegierten und weiß, dass diese nicht einfach nur höflich klatschen, sondern sich durchaus zu Wort melden. Und selbst ein prominent eingeflogener Gastredner mit knappem Zeitbudget wird nicht umhinkommen, ein bisschen Kontext und Widerrede mitzukriegen.

Andere sehen das offenkundig ganz anders. Die erste Assoziation bei Daimler ist hier nicht der Automobilhersteller, sondern die Lieferung von Rüstungsgütern (hier: Militär-LKWs) in Krisengebiete. Und die zweite ist dann sowas wie die Vorstellung, dass ein global agierender Großkonzern auf der dunklen Seite steht und deswegen *per se* anzugreifen, aber nicht anzuhören ist. Oder etwas weniger polemisch: dass eine Gastrede von Daimler auf einem grünen Parteitag zu *Greenwashing* beiträgt und zentralen Elementen grüner Politik widerspricht, und nur zu Gastreden eingeladen werden darf, wer grüne Politik voranbringt.

Jedenfalls kochten die Emotionen hoch, auch halbwegs prominente Landesvorsitzende äußerten sich kritisch, es wurde mit Dringlichkeitsanträgen und Austritten gedroht; heute entschied der Parteirat, also

der erweiterte Bundesvorstand, dass es eine Gastrede, aber auch ein Diskussionsformat geben soll, in dem auch kritische Themen zur Sprache kommen. Das mag diesen konkreten Konflikt halbwegs beruhigen. Aber es gärt und brodeln weiterhin. Das bestärkt mich – zusammen mit ähnlichen Aufregungsdynamiken in anderen Fällen in der letzten Zeit – in meinem Eindruck, dass es vielen hier um etwas ganz anderes geht.

Wer möchte, kann den Bogen noch weiter spannen. Auch die öffentlich zelebrierten Austritte in diesem Jahr laufen letztlich in ihren Begründungen vor allem auf den einen Punkt zu: Grün sei nicht mehr grün, es habe einen massiven Rechtsruck gegeben, statt dem ehrlichen Engagement für das Wahre, Gute, Schöne trete jetzt uninspiriertes, maximal machtpolitisch inspiriertes Verwalten in den Vordergrund. Wer die Grünen von vor 20 oder 30 Jahren gewählt habe, könne unmöglich weiterhin grün wählen.

Ich empfinde das als völlig übertrieben, aber der wahre Kern dahinter ist wohl der lange Zeit verdrängte und übertünchte Konflikt zwischen einer Bewegungspartei und einer Mitgestaltungspartei. Das ist nicht identisch mit den Flügelzuordnungen. Es gibt durchaus auch Parteilinke, die Mitgestaltung im Rahmen des im liberalen Parlamentarismus machbaren für eine zentrale Aufgabe der Partei Bündnis 90/Die Grünen halten, und es gibt mindestens herthemenspezifisch eben auch die zum freischwebenden Bewegtsein hingezogene „Realos“. Und es gibt durchaus die kommunalpolitischen Mitgestalter*innen, die beim bundes- oder weltpolitischen großen Ganzen zu Freund*innen der Bewegungspartei mutieren.

Scherenschnittartig: die Bewegungspartei verabsolutiert ihren politischen Kompass, erstens aus einer moralischen Aufgeladenheit heraus, zweitens jedoch deshalb, weil differenzierte Positionen und Kompromissbereitschaft „auf der Straße“ und „in der Opposition“ sonst ungehört bleiben. Grüne reihen sich in die großen Protest- und Konfliktfelder ein – natürlich auf der richtigen Seite –, rufen in Bündnissen zu Demos und Aktionen auf und verabschieden Resolutionen, in denen der Entwurf einer besseren genauso skizziert wird wie das Übel der

bestehenden Welt. Die Haltung ist „wir da unten“ gegen „die da oben“, und wenn in dieser Denkweise mitregiert wird, dann als das Korrektiv, das den größeren Regierungspartner SPD daran hindert, Unsinn zu machen.¹

Genauso scherenschnittartig geht die Mitgestaltungspartei vom vorgefundenen Handlungsrahmen aus. Sie denkt den Kompromiss schon mit und geht pragmatisch an die Dinge heran. Es gibt eine Vision, eine Leitlinie – übrigens: auch Ministerpräsident Winfried Kretschmann betont, wie vor kurzem auf der Böll-Veranstaltung zum Update der Parteidemokratie, die Notwendigkeit eines Wertekompass und einer Vision – die jedoch nicht verabsolutiert wird. Kleine Schritte in die richtige Richtung, immer auf der Suche nach Mehrheitsfähigkeit in einer Gesellschaft, die doch schon viel weiter ist. Die Haltung ist „zusammen schaffen wir es“, und zum „zusammen“ gehören ganz selbstverständlich auch die Polizei, die Wirtschaft vom Kleinunternehmen bis zum Großkonzern, der Sportverein und die Ehrenamtsarbeit der Kirchen.

Auch die Mitgestaltungspartei will grüne Ziele umsetzen. Die Betonung liegt hier aber auf dem „umsetzen“, nicht auf den Zielen. Sie will noch mehr: gut regieren, in großer Eigenständigkeit und ohne Vorabfestlegung auf ein Projekt (vgl. auch oben).

Für eine Mitgestaltungspartei ist es selbstverständlich, auch mit einem Vorstandsvorsitzenden eines Automobilkonzerns das Gespräch zu suchen. Nicht nur, weil so ein Konzern für viele, viele direkten und indirekten Arbeitsplätze und für Wertschöpfung zuständig ist, sondern auch, weil hier das Gefühl vorherrscht, die großen Herausforderungen inklusive der Klimaziele nur gemeinsam bewältigen zu können. Zugspitz gesagt: Es geht in dieser Denke darum, aus Daimler einen – temporären – Bündnispartner zu machen. Im vollen Bewusstsein dessen, dass ein Automobilkonzern in vielen Punkten überhaupt nicht grün ist. Aber: wir reden mit den Leut'.

¹ P.S.: Und selbst für innerparteiliche Konflikte fallen der Bewegungspartei als erstes die bewährten Instrumente Unterschriftensammlung, offener Brief, Protestplakat, demonstratives Saal-Verlassen sowie die gute alte Trillerpfeife ein ...

Meine These ist nun, dass in der Verarbeitung der Wahlniederlage von 2013 und unter dem Banner von Geschlossenheit und internen Formelkompromissen – weil, irgendeine Wahl ist immer – die grundlegende Debatte darüber, ob Bündnis 90/Die Grünen insgesamt sich als Mitgestaltungspartei oder als protestierende Bewegungspartei sehen, nie wirklich geführt wurde. Unter dem Deckel kocht es allerdings, spätestens seitdem in Baden-Württemberg, einem Landesverband, der sich dafür entschieden hat, mitgestalten zu wollen, mit einem klar auf diese Linie ausgerichteten Programm Ministerpräsident Kretschmann wiedergewählt und Grüne dreißig Prozent der Wählerstimmen bekommen haben.

Dieser Konflikt sucht sich nun seine Ventile. Und es ist überhaupt nicht ausgemacht, dass „Kretschmann kapieren“ zur bundesweiten Leitposition wird. Ich befürchte allerdings, dass wir als Partei insgesamt nicht gut daran tun, diese Auseinandersetzung abzumoderieren, auch nicht, wenn wie jetzt die Bundestagswahl 2017 die ersten Rufe nach Geschlossenheit ertönen lässt. Denn der Konflikt wird immer wieder auftauchen, auch da, wo ihn nun wirklich niemand brauchen kann. Und „draußen“, jenseits des eigenen kuscheligen Sofaforts, wundern sich die Leute.

Splitter 3: Die programmatische Grundlage diskutieren und entscheiden

Wie kann so eine Debatte geführt und entschieden werden? Letztlich nur programmatisch. Mit Bezug darauf, wie das Bundestagswahlprogramm 2017 aussieht, und wer unsere Spitzenkandidat*innen sein werden – aber auch mit Bezug auf das zur Revision anstehende Grundsatzzprogramm. Ein solcher Entscheidungsprozess ist an der einen oder anderen Stelle schmerzhaft. Ein solcher Entscheidungsprozess mag für Einzelne auch heißen: „Das ist nicht mehr meine Partei!“ Und selbstverständlich heißt ein solcher Entscheidungsprozess, alle parteitagsorganisatorischen Zwänge hin oder her, dass Entscheidungen per Ab-

stimmung getroffen werden müssen, und dass der BDK eben auch tatsächlich Alternativen angeboten werden.

Die reale Welt besteht nicht aus schwarz-weißen Schattenrissen. Eine reine Gestaltungspartei würde schnell ihre Identität und ihre Visionen verlieren, und den Kontakt zum zivilgesellschaftlich engagierten Teil der Bevölkerung erst recht. Eine reine Bewegungspartei würde auf Jahre hinaus an der Fünf-Prozent-Hürde hängen. Aber der zu findende Kompromiss darf weder ein reiner Formelkompromiss sein (um dessen Interpretation dann immer wieder neu gestritten wird, kaum dass die Tinte trocken ist), und er darf erst recht kein Patchwork sein, bei dem dann gar keine klare Linie mehr zu erkennen ist, und im einen Politikfeld Idealbilder, im anderen umsetzungsorientiertes Klein-Klein vorherrscht.

Vielmehr braucht es, und das wäre meine etwas abstrakte Schlussfolgerung, eine aktive Verständigung über unterschiedliche Rollen und Handlungsfelder, über Schnittstellen und Synergien.

Und es braucht sowas wie „Vertrauensarbeit“, Arbeit am Abbau gegenseitigen Misstrauens. In welcher anderen Partei ist „Ministerpräsident“ fast schon ein Synonym für „Generalverdacht“, in welcher anderen Partei interessiert es nicht weiter, dass die Gremien, die Parteitage vorbereiten – der Parteirat, der Bundesvorstand – eine hohe demokratische Legitimation haben, in welcher anderen Partei herrscht – egal, ob in Tübingen oder in Neukölln – eine so große Selbstgewissheit der Basis, einzig und allein für alle zu sprechen? Ein Stück weit macht uns das gerade grün und sympathisch, gehört das zu unseren flachen Hierarchien und zu unserem partizipativen Politikverständnis. Auf 150 Prozent aufgedreht, nervt es nur noch.

Oder, als Appell: lasst uns mit dem Generalverdacht aufhören, lasst uns mal mit etwas Gelassenheit nicht sofort draufhauen, lasst uns mal zuhören, bevor Halbsätze durch *social media* katalysiert, in Lok-Emma-Manier sich zu Echos auftürmen, die ganze Gebirge zum Einsturz bringen. Das würde helfen, gerade jetzt.

Die Böll-Stiftung Baden-Württemberg hat ihren „Demokratiedialog“ inzwischen vorbildhafterweise dokumentiert. Das nehme ich zum Anlass, um jetzt doch noch meine Eindrücke dazu und ein paar Überlegungen zum Doppelleben der Parteien aufzuschreiben. Zu letztem hatte ich einen sehr schönen, mäandernden Text geschrieben – den dann der Windows-Editor irgendwo zwischen Zug und Schreibtisch aufgefressen hat. Deswegen hier (Splitter 5) ein zweiter Anlauf, der vielleicht etwas geradliniger geworden ist. Aber zunächst einmal zur Tagung selbst.



Splitter 4: Aufgaben und Funktionen einer (grünen) Partei

Ein Thema, das bei der Böll-Veranstaltung in vielerlei Form immer wieder eine Rolle spielte, war die Frage nach den Aufgaben einer Partei. Die Parteiensoziologin Jasmin Siri antwortete darauf klassisch funktionalistisch: eine Partei als Organisation ist dafür da, Themen und Positionen zu ordnen (und damit Komplexität zu reduzieren), Personal auszuwählen und auszubilden und schließlich Kollektive symbolisch zu repräsentieren. Oder, auf den Punkt gebracht: Parteien sind die Lösung, die demokratische Gesellschaften finden, um das Politische zu organisieren – aber: Organisationen müssen keinen Spaß machen, und Organisationen sind auch nicht nett.

Diese ganzen Funktionen fallen Parteien heute nicht leichter – das hat was mit der Beschleunigung und Allgegenwart medialer Kommunikation zu tun, und auch damit das Gesellschaft/Öffentlichkeit eben keine singulären Begriffe mehr darstellen, sondern wir in auseinander gefallenen Teilöffentlichkeiten kommunizieren. Dieser Umstand wird nun nicht mehr nur von Theoretikern wie Habermas wahrgenommen, sondern ist inzwischen eine Alltagserfahrung. Und diese Erfahrung der

Kontingenz trägt, so Siri, dazu bei, Ängste und Sorgen prominent zu machen und damit den Nährboden für Identitätspolitik liefert.

Höchst skeptisch zeigte sich Siri in diesem Kontext in Bezug auf die Verheißungen direkter Demokratie. Die sieht sie genauso wenig wie den Ruf nach mehr Beteiligung als Lösung für die Herausforderungen der Parteiendemokratie. Es sei vielmehr wichtig, sich bewusst zu machen, dass direkte Demokratie eben nicht per se emanzipatorisch sei, und dass gerade rechtspopulistische Kräfte es gelernt hätten, sich anschmiegsam der Instrumente direkter Demokratie zu bedienen, um ihre Ziele umzusetzen. Diese Direktdemokratieskepsis in Zeiten eines gesellschaftlichen Rechtsrucks durchzog dann auch in gehörigem Maße den Rest der Böll-Veranstaltung.

Siris Thesen waren in gewisser Weise ein Kommentar zum Eröffnungsvortrag von Winfried Kretschmann. In gewisser Weise, weil ich doch den Eindruck hatte, dass beide auf ganz unterschiedlichen Ebenen kommunizierten.

Ich habe einiges dazu mitgeschrieben, was der Ministerpräsident gesagt hat. Vieles ging ganz allgemein um die gesellschaftliche Situation, in der wir uns gerade befinden, um Brexit und Flüchtlingskrise, trump'sche „postfaktische“ Politik und das Gebrüll der AfD. Es ging um die Politik des Gehörtwerdens und um den Zweifel, den auch Kretschmann inzwischen, nach langen Jahren des Kampfs für mehr Bürgerbeteiligung, an allzu direkten demokratischen Abstimmungen hat. Und darüber, dass trotzdem gerade Bürgerbeteiligung auch über polarisierte Situationen (Stichwort: Stuttgart 21) hinweg helfen kann. Es ging um die Suche nach dem Kitt und den Brücken, die die Gesellschaft zusammenhalten können.

An dieser Stelle interessiert mich nun vor allem das, was er zur Aufgabe der Parteien und insbesondere zur Aufgabe der Grünen sagte. Wie das so seine Art ist, schaute der Ministerpräsident dazu erstmal in die Verfassung: das Grundgesetz gibt Parteien eine definierte Rolle, nämlich die der Mitwirkung an der politischen Willensbildung. Sie haben also eine Rolle, Kretschmann betonte aber auch die Grenzen

dieser Rolle, es geht um *Mitwirkung*, um die Entlastung der Gesellschaft dadurch, dass bestimmte Konflikte institutionalisiert werden – aber eben nicht um Dominanz im Politischen. Die Parteiendemokratie hat also Grenzen, und neben der Aufgabe der Parteien, ihre diversifizierte Klientel zusammenzuhalten und intern eine Willensbildung herbeizuführen, steht weiterhin die Aufgabe der Bürgergesellschaft, in geeigneten Räumen und an geeigneten Orten in zivilisierter Weise über richtige und falsche Wege zu streiten.

Diese Orte des zivilisierten Streits sind aus Kretschmanns Sicht gerade in einer Einwanderungsgesellschaft wie der unseren ganz besonders wichtig, den in einer solchen geht es immer auch darum, Konflikte auszuhandeln. Und Parteien sind also ein Ort, aber nicht *der* einzige Ort des zivilisierten Streits.

Welche Rolle sollen Grüne dabei einnehmen? Aus der Sicht des Ministerpräsidenten können wir die „Partei der aktiven Bürger“ sein die in der öffentlichen Debatte die Tugenden der Bürgergesellschaft hochhält – Toleranz, Gemeinwohlorientierung, Empathie. Und gleichzeitig ist eine „Partei der aktiven Bürger“ für Kretschmann eine Partei der Mitte. Denn, fast schon tautologisch, die Mitte der Gesellschaft ist da, wo Bürgerinnen und Bürger aktiv auftreten.

Gegen diese Verteidiger*innen liberaldemokratischer und verfassungsstaatlicher Ideale stellt Kretschmann die Abgehängte, die beginnen, am demokratischen Gemeinwesen zu zweifeln. Die fangen an, Identitätsfragen zu thematisieren und stoßen dabei auf einfache Lösungen. Plötzlich ist die Alternative zum pluralen, individuellen und europäischen Verfassungsstaat dann wieder homogen, völkisch und national. Um diesen Konflikt zu gewinnen, rät der Ministerpräsident dazu, Werteorientierung und Pragmatismus zu verbinden in einem „Politikstil des Brückenbauens“. Dazu gehört für ihn, Politik mit dem Menschen zu machen, nicht gegen sie, also auch mit denen zu reden, die völlig anderer Ansicht sind. Dazu gehört, Politik in allererster Linie als Problemlösung zu verstehen. Dafür brauche es umsetzbare, mehrheitsfähige Antworten – der Siegeszug der Ökologie zeige, wie das gehe. Nicht

sinnvoll sei eine Politik für und in einer Welt, die gar nicht existiert. Dazu gehört eine Sprache, die mit Respekt und Klarheit arbeitet, und weder den Trend zur Verrohung mitmacht noch sich auf maximale Moralisierung einlässt. Dazu gehört für Kretschmann die Warnung von Dogmen und einem dogmatischen Umgang mit Häretiker*innen. Die Partei – und insbesondere die grüne Partei – muss also gleichzeitig anpacken und orientieren, sie darf nicht den Zeigefinger erheben und sie darf sich nicht als Korrekturmechanismus für andere selbst kleinmachen. Und auch aus Kretschmanns Sicht ist Politik eine ernsthafte Angelegenheit – Spaß ist nicht der richtige Maßstab.

Im Außenblick von Siri sind Parteien vor allem die Lösung für bestimmte (strukturelle) gesellschaftliche Problemlagen im Sinne einer funktionalistischen Denkweise. Sie sind eine Organisationsform. Im Innenblick von Kretschmann werden Parteien mehr denn je gebraucht, aber nicht irgendwelche, sondern solche, die Handeln und Orientierung, Werte und breite gesellschaftliche Kompromisse zusammenbringen. Beide eint Skepsis dagegen, in direktdemokratischen Instrumenten eine einfache Lösung zu sehen; die internen wie externen Aufgaben von Parteien werden dadurch nicht weniger.



Splitter 5: Das Doppelleben der Parteien

Ein für mich besonders interessanter Teil der Böll-Veranstaltung war der Workshop „Partei – ohne mich?“. Das hat zum einen etwas damit zu tun, dass ich den Methodenwechsel weg von der Podiumsrede hin zum Werkstattformat mit viel Diskussion und Ideenfindung als sehr erfrischend empfand. Es hat aber auch etwas damit zu tun, dass mir in den Debatten in diesem Workshop – auch mit externem Input aus dem *Progressiven Zentrum*, und mit Debattenbeiträgen von Parteilosen, Linken, einer SPD-Frau – ein paar Punkte nochmals ziemlich deutlich geworden sind. Und die haben durchaus etwas mit der Kretschmann-Siri-Debatte über die Funktion der Parteien zu tun.

Ich glaube nämlich, dass wir, wenn wir über Parteien reden, eigentlich drei bis vier Dinge meinen. Parteien führen ein Doppelleben. Unten, „an der Basis“, aber auch in inhaltlichen Arbeitsgruppen, sind Parteien in erster Linie Mitgliederpartei. Sie bestehen aus einer in der kleinsten Organisationseinheit (bei uns sind das je nachdem Orts- oder Kreisverbände) doch überschaubaren Anzahl an Aktiven, manche mehr, manche weniger, die sich ehrenamtlich in die Partei „einbringen“. Also zu Mitgliederversammlungen gehen und dort mit diskutieren und mit abstimmen, die Beiträge zahlen, die Wahlkampfstände organisieren, vielleicht auch Plakatieren und Haustürwahlkampf machen, und daneben auch noch an der einen oder anderen inhaltlichen Veranstaltung teilnehmen. Wie dieses lokale Parteileben aussieht, unterscheidet sich auch bei uns Grünen von Ort zu Ort. In Wolfsburg ist's anders als in Waldkirch, in Hannover anders als in Freiburg, und in dem einen Berliner Stadtbezirk anders als in dem anderen Berliner Stadtbezirk. Manche – im Workshop wurde aus Heidelberg berichtet – sind mutiger und finden neue Formate, die besonders „niederschwellig“ sind, die auch gerne mal nett sein dürfen, ja, Spaß machen, weil irgendwie Menschen ja auch ihre Motivation aufrecht erhalten müssen. Andere bleiben beim traditionellen Treffen im inzwischen rauchfreien Hinterzimmer, und wiederholen immer wieder dieselben Kämpfe. Die Satzungsautonomie, die Grüne groß

schreiben, trägt, stärker vielleicht noch in anderen Parteien, auch zu einer parteikulturellen Autonomie bei. So machen wir das hier.

Erstens also Mitgliederpartei. Zweitens sind Parteien auf Landes- und Bundesebene Funktionärsparteien. Die Vorsitzenden werden bezahlt, es gibt relativ große, professionell betriebene Geschäftsstellen mit Personal, und neben den Parteien (und, hier werde ich nicht weiter darauf eingehen, den Stiftungen) gibt es vor allem auch die Fraktionen. Auch eine Fraktion auf lokaler Ebene kann gerade in einer größeren Stadt eine ganze Menge Arbeit verursachen. Trotzdem sind wir da weitgehend im Ehrenamt, zwischen aktiven Parteimitgliedern und Stadträt*innen gibt es große Überschneidungen, die Kommunikation funktioniert einigermaßen.

Aber gerade in den Ländern mit grüner Regierungsbeteiligung kommt den Fraktionen (und den Ministerien ...) doch noch einmal eine besondere Bedeutung zu. Letztlich findet hier die bezahlte Politik statt, letztlich sind es die Abgeordneten und die Beraterstäbe, die aus der grundsätzlichen Wertorientierung und Programmatik Tagespolitik machen. Idealerweise geschieht dies im engen Austausch auch mit der Landespartei, die damit aber zugleich eng an die Eigenlogiken der Fraktionen und der parlamentarischen Arbeit herangeführt wird.

In den Fraktionen und der professionalisierten Politikebene der Landesparteien und der Bundespartei zusammen dürften bei uns Grünen, grob geschätzt, vielleicht ein paar tausend Menschen arbeiten, als Abgeordnete oder als Mitarbeiter*innen. Bei 60.000 Mitgliedern sind das dann vielleicht zwei Prozent, vielleicht fünf Prozent, die professionell Politik machen. Hier ist Partei tatsächlich vor allem auch Organisation mit allem, was darüber gesagt wurde.

Dagegen sind 95 Prozent der Parteimitglieder Teil der Mitgliederpartei (oder möglicherweise auch schlicht Menschen, die aus einer Wertübereinstimmung heraus Beiträge zahlen). Wird der Blick auf die Wähler*innen und das sympathisierende Umfeld gerichtet, kommen Millionen Menschen dazu.

Zwischen den fünf Prozent und den 95 Prozent gibt es einen gewissen Dunstkreis, gibt es Austausch. Vielleicht zusätzliche 15 Prozent der grünen Mitglieder – sage ich mal, ohne die Zahl belegen zu können – sind in der einen oder anderen Form landes- oder bundespolitisch eingebunden: durch die Mitarbeit in Arbeitsgemeinschaften, durch die Teilnahme als gewählte Delegierte an Landes- oder Bundesparteitagen, vielleicht auch durch Vernetzungen, wie sie in der Grünen Jugend oder in den Parteiflügeln entstehen.

Und hier kommt nun das Doppelleben der Parteien ins Spiel. Auf der einen Ebene, auf der lokalen Ebene, ist Partei als Mitgliederpartei erfahrbar. Hier geht es um konkrete Menschen, die sich oft durch jahrelange politische Arbeit auch kennengelernt haben. Diese Ebene erlebt die andere Ebene der Partei nur vermittelt. Das können direkte Formen der Vermittlung sein, wenn also beispielsweise eine Abgeordnete an einer Mitgliederversammlung teilnimmt und „aus Stuttgart“ oder „aus Berlin“ berichtet, oder wenn ein aus Funk und Fernsehen bekannter Abgeordneter als Referent eingeladen wird. Größtenteils geht es hier aber um mediale Formen der Vermittlung: das Bild, das wir uns von unserer eigenen Partei machen, besteht vor allem auch aus dem medialen Bild der Parteiwirklichkeit. Parteien sind medial vermittelte Parteien.

Dieser Befund stimmt weiterhin, hat sich aber in letzter Zeit verschoben. Das betrifft zum einen die Tatsache, dass die digitale Revolution es sehr viel einfacher gemacht hat, als Partei selbst medial aktiv zu werden. Was früher Parteizeitungen und parteigebundene Intelligenzblätter waren, sind heute neben werbetechnisch aufwändigen Magazinen auch Websites, Blogs und Auftritte in sozialen Medien. Und die wirken schneller und direkter, sofern sie wahrgenommen werden. Das Bild, das eine Partei sich von sich macht, ist also vielleicht stärker als früher selbst gesteuert. Auch heute noch zerfällt diese Identitätsvermittlung – denn schließlich gibt es nicht die Partei, sondern Bundes- und Landespartei, diverse Fraktionen, ja, einzelne Abgeordnete, die ebenfalls sozial-medial aktiv sind und damit zu diesem Bild beitragen.

Spannend wird es hier, wenn zumindest parasozial interagiert werden kann, also beispielsweise dann, wenn Abgeordnete auf Twitter oder Facebook aktiv sind, und dort auch als Personen auftreten. (Und auch die oben angerissenen Debatten über teilöffentliche Kommunikation und Filterblasen spielen hier natürlich eine Rolle: zumindest die aktiveren Teile der Partei treffen sich auch im Netz wieder ...).

Nach wie vor zentral für das Bild, das sich eine Partei von sich selbst macht, dürften allerdings Talkshowauftritte, Nachrichten, Zeitungsschlagzeilen und dergleichen mehr sein, egal in welchem Medium sie konsumiert werden. Für tausende von Mitgliedern ist die Partei im Alltag vor allem die aus der Presseberichterstattung, und für Millionen von Wähler*innen gilt dies erst recht.²

Partei als Organisation kann selbstverständlich etwas dazu beitragen, die eigene Identität zu formen. Neben dem medialen Bild der Partei, das ja auch nur in eine Richtung und über Umwege vermittelt, gibt es eine ganze Reihe direkterer Transmissionsriemen. Das reicht von persönlichen Kontakten über formale Instrumente – die Urwahl oder auch Mitgliederbefragungen wären hier zu nennen – über Parteitage (auch im Livestream) und die Möglichkeit, dort Mitgliederanträge zu stellen bis hin zu Veranstaltungen der Partei und auch der Umfeldorganisationen bis hin zu Aktivitäten sozialer Bewegungen und der Zivilgesellschaft, bei denen sich auch die Partei in Form ihrer Mitglieder trifft – also etwa eine Großdemonstration. Und selbstverständlich sind seit einigen Jahrzehnten digitale Kommunikations-

² Sichtbar wird das Doppelleben dann, wenn die ganz unterschiedlichen Erfahrungshorizonte zwischen Berufspolitik und ehrenamtlicher Politik aufeinanderstoßen. Trotz aller gemeinsamer Werte ist das Wissen, was Politik kann, und was Politik nicht kann, in Parlamenten und Fraktionen, in denen Menschen tagein, tagaus „Politik machen“, doch ein anderes als bei ehrenamtlich aktiven Parteimitgliedern, die sich durch eine Expertise als z.B. Eltern, Arbeitnehmer*innen, Verbraucher*innen, Unternehmer*innen auszeichnen, jedoch keine Experten für „Sachzwänge“ sind. Aus dieser Konstellation ergeben sich Vermittlungsprobleme (und Gestaltungsprobleme), wenn beide Horizonte aufeinanderprallen. Was für die einen eine Selbstverständlichkeit ist, muss dem anderen zunächst mal nahegebracht werden. Und damit ist Kommunikationsarbeit verbunden.

wege wie Mailinglisten, Foren, Gruppen in *Social-Media*-Plattformen Orte, an denen ein vertikaler (wie horizontaler) Austausch stattfinden kann, und an denen ein Teil der Identität einer Partei entsteht. Parteien changieren damit zwischen tatsächlicher und imaginierter Gemeinschaft.

Ansätze für Reformen, Ideen, Parteien attraktiver zu machen, müssen dieses Doppelleben – und das Eigenleben sowohl der Kreisverbände als auch der Berufspolitiker*innen – berücksichtigen. Spannend finde ich hier die Debatten, die bei uns unter dem Stichwort Beteiligungspartei laufen. Dabei geht es sowohl um Änderungen der Satzung (wie auch des Parteiengesetzes), um direktdemokratische Instrumente und Beteiligungsformate *innerhalb* der grünen Partei zu stärken, als auch um die Tools und Instrumente, Mitgliederbeteiligung zu ermöglichen. Der Antrag B-01, der jetzt auf der BDK im November zu Abstimmung steht, gibt einen guten Überblick über diese Debatte und die damit verbundenen Ziele. Hier bewegt sich tatsächlich etwas – und vielleicht ergibt sich daraus trotz aller Hürden, die in unterschiedlichen Wissensbeständen, unterschiedlicher Zeitressourcen und in der Notwendigkeit der Komplexitätsreduktion liegen, doch in den nächsten Jahren eine Verschiebung, die die zwei Parteien stärker miteinander in Deckung bringt.

Grüne Heimat: die Suche nach dem richtigen Maß an Distanz

2. Oktober 2017 – Politik und Gesellschaft, So grün, so grün



Mal wieder, aber diesmal mit einer gewissen Dringlichkeit, diskutieren Grüne über „Heimat“. Mal wieder, weil beispielsweise die Kulturkonferenz der grünen Bundestagsfraktion 2009 unter dem Motto „Heimat. Wir suchen noch.“ stand. Weil die bayrischen Grünen sich – schon 2011 – intensiv mit Heimat befasst haben (danke, Ulrich!). Weil die Landtagsfraktion der baden-württembergischen Grünen als Claim der 15. Legislaturperiode – 2011 bis 2016 – den Spruch „Im Grünen daheim“ verwendeten. Oder weil in Schleswig-Holstein Robert Habeck bereits 2012 als einer charakterisiert wird, der „problemlos von Heimat“ spricht“. Und in Österreich hat Alexander van der Bellen offensiv auf den Begriff „Heimat“ gesetzt und damit eine Wahl gewonnen. Auch eines der Plakate der niedersächsischen Grünen für die diesjährige Landtagswahl trägt – etwas anders akzentuiert – den Slogan „Eine offene Gesellschaft ist die beste Heimat“.

Und jetzt spricht Katrin Göring-Eckardt auf dem grünen Länderrat, bei dem darüber entschieden wurde, ob aus grüner Sicht die Jamaika-Sondierung gewagt werden soll, von Heimat (Kontext: wie mit rechts umgehen):

„Wir lieben dieses Land. Es ist unsere Heimat. Diese Heimat spaltet man nicht. Für diese Heimat werden wir kämpfen.“

Mit diesem Satz hat Katrin eine heftige Debatte ausgelöst, bis hin zu dpa-Meldungen, die Tweets von Grünen zitierten, die sich prompt davon distanzieren oder das als Versuch angesehen haben, sich dem allgemeinen Rechtsruck der deutschen Politik anzuschließen.

Gleichzeitig sitzt dann Robert Habeck bei „Anne Will“ und sucht nach Gemeinsamkeiten zwischen Grünen, FDP und CDU/CSU, nach einem gemeinsamen Projekt einer durch das Auseinanderlaufen von Dynamik und Beharrung gekennzeichneten möglichen Koalition, und kommt dann auf Heimat als mögliches Angebot zu sprechen:

„Politik muss eine Idee formulieren, eine Heimatidee, eine Identitätsidee.“

Ich glaube nicht, dass es richtig wäre, den Rekurs auf Heimat als kurzfristige Reaktion auf z.B. die AfD-Wahl zu verstehen. Es geht hier nicht darum, mal eben ein oder zwei Wörter aus dem rechten Diskurs zu entreißen und sie in grüne Reden einzubauen. Die Diskussion über Heimat führen wir schon länger, und sie hat eine spezifisch grüne Grundierung. Insofern greift der Vorwurf, mit der Verwendung des Begriffs „Heimat“ würden Grüne sich dem allgemeinen Rechtsruck anschließen, ins Leere.¹

Vielleicht müssen wir in der Debatte darum, ob Grüne von „Heimat“ reden dürfen, und bei der Frage, warum diese Rede mancherorts, in manchen Landesteilen, hochemotionale Abwehrreaktionen auslöst, zwischen zwei Dingen unterscheiden.

Das eine ist der Begriff „Heimat“, mit einem dahinter stehenden Konzept, das anscheinend zwischen „wir“ und „die Anderen“ unterscheidet, das doch fast schon automatisch die kosmopolitische Perspektive verengt, das in sich schon Exklusion und Ausschluss trägt. „Heimatliebe“, „Heimatverbundenheit“, „treu zur Heimat“ und so weiter und so fort – dass es einen da gruseln kann, liegt durchaus nahe. (Über den Ende des letzten Jahrhunderts pleite gegangenen Gewerkschaftskonzern „Neue Heimat“ will ich gar nicht erst sprechen ...)

¹ Nebenbei: ich beobachte die Tendenzen in der Union in diese Richtung, Stichwort: Rede des MP Tillich, Stichwort: CSU, durchaus mit Sorge. Mit der Merkel-Union kann ich mir ein Jamaika-Bündnis vorstellen. Mit einer, die Franz-Josef Strauß und Helmut Kohl als Bezugspunkte nimmt, aus Panik davor, dass die AfD sich dauerhaft etabliert, fällt mir das deutlich schwerer.

Das andere, über das hier geredet werden muss – wäre nun mein These –, ist weniger der Begriff „Heimat“ als die Haltung, die damit ausgedrückt werden soll. Im Versuch, diese Haltung auf 140 Zeichen zu komprimieren, habe ich dazu geschrieben:

„Zu Heimatdings: statt Übernahme rechter Begriffe könnte es auch bloß eine emotionale Chiffre sein für das Ziel, grüne Distanz abzubauen.“

Um das etwas auszupacken: Distanz – manche sprechen auch von Arroganz – meint eine Haltung, die ebenfalls ganz klar zwischen „wir“ und „die Anderen“ unterscheidet. Wir: das sind die, die den Weg kennen. Wir gehören nicht dazu, schauen herab, aber kennen die Lösung. Und wenn jetzt die anderen 91 Prozent gefälligst mal schnell mitmachen würden, wäre alles gut. Wir sind die Außerirdischen, die Beobachter, die, die aus den Dörfern in die großen Städte gezogen sind, und die in den 1970er Jahren – in der grünen Gründergeneration – Traditionen und Verbindungen gekappt haben. Ein bisschen von dieser Haltung gehört noch immer zur grünen DNA. Und, vielleicht etwas zugespitzt: es gibt inzwischen Bundesländer, in denen Grüne erfolgreich sind, weil sie diese Haltung nicht mehr zeigen, und es gibt andere Bundesländer, wo der grüne Erfolg nach wie vor von dieser Haltung abhängig ist.

„Heimat“ könnte nun das emotional besetzte Gegenstück zu „Distanz“ sein. Der emotionale Oberton ist so etwas wie „Verbundenheit“, „Gemeinschaft“, „sich kennen“, „sich zuhause fühlen“, „Vertrautheit“ – vielleicht auch „Stolz“ oder gar „Liebe“ zu einer bestimmten Gegend, einem bestimmten Milieu, einem Ort und einer Landschaft.²

Selbstverständlich sind Grüne angekommen. Wir gehören – an vielen Orten – dazu, wir nicht die Außenstehenden, sondern Teil des sozialen Gefüges. Wir engagieren uns für unsere Stadt oder für unseren Landstrich. Manche haben Wurzeln geschlagen, manche diese nie abreißen lassen. Vertraute Orte wecken Gefühle, sind bekannt, sind ein

² Siehe dazu auch [Antje Schrupp](#) über Heimat, Zugehörigkeit und Freiheit.

Stück weit auch ein Gegenpol zur durchdigitalisierten, hektischen, kosmopolitischen Welt des globalen Kapitalismus. An einem Ort nicht erst alles klären zu müssen, sondern Dinge als gegeben hinnehmen zu können, entlastet.

Trotzdem wirkt es nach wie vor fast wie ein Tabubruch, wenn Grüne aussprechen, dass sie sich zuhause fühlen, dass sie daheim sind, und dass sie für diese Heimat und nicht gegen sie kämpfen. Weil in vielen Köpfen das Bild der Distanz und der Abwehr vorherrscht, weil in vielen Köpfen noch immer nicht zusammenzubringen ist, dass Grüne (all dem akademischen Hintergrund, der „ideologische“ Diskurse, der weltfremden Ziele zum Trotz) eben auch ganz normale Menschen sind, die sich um ihr Umfeld kümmern und für dieses Umfeld Gefühle empfinden.



Die offensive Nutzung des Begriffs „Heimat“ ist ein Versuch, hier etwas gerade zu rücken. Es ist aber kein Versuch ohne Risiko, das sicher nicht. Der Begriff „Heimat“ ist eben nicht neu, sondern wird von

rechts für sich reklamiert. Schwierig wird es aus meiner Sicht dann, wenn – und ob Katrin das gemacht hat, darüber lässt sich streiten – im Sinne des US-„Heimatschutzes“ eine Gleichsetzung stattfindet zwischen Heimat, Land und Nation. Da rührt sich dann auch bei mir der Instinkt, darauf hinzuweisen, dass Nationen arbiträre Gebilde sind, dass wir doch unmöglich auf Deutschland stolz sein können, und dass Gustav Heinemann recht damit hatte, dass er kein Land liebt, sondern seine Frau.

Gibt es einen qualitativen Unterschied zwischen der Verbundenheit zu einer Stadt, einer Region und Landschaft einerseits, und dem Stolz auf eine Nation andererseits? Und wo kippt es dann, wenn es diesen qualitativen Unterschied gibt, wieder: Dürfen wir die europäische Idee großartig finden und uns deswegen als möglicherweise stolze Europäer*innen sehen? Oder, noch eines größer: die Erde als Heimat, kosmopolitisches Symbolbild ohne Grenzen?

Und muss Heimat, egal wie umfassend sie definiert ist, vielleicht auch: egal, ob sie eine geographische Form hat oder eher ein verzweigtes Netzwerk darstellt, zwangsläufig ein Ausgrenzungsverhältnis definieren? Ist nicht gerade der Unterschied zwischen politischen Gebilden einerseits und „Heimat“ andererseits, dass das erste sich in definierten Zugehörigkeiten konstituiert (Bürger*in/keine Bürger*in), während das zweite viel weichere Zugehörigkeitskriterien ermöglicht („g’höret zu us“)?

Gleichzeitig hieße das auch, dass selbstverständlich eine Person sich mehreren Heimaten zugehörig fühlen kann. Auch das ist ja bei politischen Gebilden schnell schwierig. Geburts- und Wahlheimaten – warum nicht?

Um abschließend noch einmal zum niedersächsischen Landtagswahlkampf zurückzukommen: „Eine offene Gesellschaft ist die beste Heimat“ mag auf den ersten Blick wie eine Distanzierung vom Heimatbegriff klingen. Auf den zweiten Blick ist es aber, wenn ich die Semantik jetzt nicht völlig missverstehe, aber doch eine Aneignung dieses Begriffes. Denn es steht da nicht „offene Gesellschaft statt Heimat“, sondern

es wird ein Anspruch erhoben, wie Heimat im Idealfall ausgestaltet sein soll – nämlich als Gesellschaft (nicht als Gemeinschaft), und als offenes, nicht als geschlossenes soziales Gebilde. Dieser Anspruch lässt sich nur erheben, wenn zugleich Heimat als eigenes begriffen wird. Sonst wär's – siehe „Distanz“ – ein Aufruf von oben an dritte. Ich verstehe den Spruch aber so, dass damit der Anspruch erhoben wird, Heimat zu gestalten, und damit etwas Neues zu schaffen.

In diesem Sinne finde ich, sollten wir uns Heimat – und auch diesem Land – annähern: als etwas, dem wir dazugehören, dass wir nicht ablehnen, sondern dass wir gestalten wollen, mit klaren Vorstellungen davon, in welche Richtung es gehen soll, aber auch mit dem Wissen darüber, dass wir nicht die außerirdischen Invasoren sind, sondern dieses Gestaltungsprogramm nur klappt, wenn wir die Menschen überzeugen, die mit uns zusammen Heimat – oder eben: dieses Land, weil das halt die Ebene politischer Gestaltung darstellt – bilden. Das würde ich als grüne Aufgabe ansehen.

Warum blogge ich das? Weil der Begriff „Heimat“ polarisiert – und trotzdem, bei genauerem Hinsehen, einiges mit der Übernahme von Verantwortung qua Zugehörigkeitsgefühl zu tun hat. Ob „Heimat“ als Gegenpol zu „digitalem Wandel“ ein Kern von Jamaika werden könnte – das weiß ich nicht. Aber ich glaube, wir sollten uns da innerparteilich sortiert haben, bis das zur Debatte steht.

P.S.: Der ökolibertäre Kleinflügel diskutierte bereits 1984 in Baden-Württemberg darüber, was Heimat für Grüne bedeuten könnte – [Hajo v. Kracht, „Heimat“, Kommune März 1984](#), gefunden in einer der grünen Facebook-Debatten dazu, ob, wie und warum jetzt „Heimat“ in Mode ist.

P.P.S.: Übersetzen wir „home“ mit „Zuhause“ oder mit „Heimat“? Und falls ja, was wäre der Unterschied?

Über Wissenschaft und Politik

Warum es sich lohnen könnte, dafür zu kämpfen, Politik an wissenschaftlichen Fakten auszurichten

2. November 2019 – Politik und Gesellschaft, Wissenschaft

Die Stärke der neuen Klimabewegung kann aus zwei Ursachen abgeleitet werden. Das eine ist sicherlich die zunehmende Sichtbarkeit und damit Dringlichkeit des Klimawandels. Das andere ist, dass wir es hier mit wohl mit der ersten Bewegung zu tun haben, die Handlungsbedarf schlicht aus Physik ableitet. Es sind keine theoretischen Überlegungen, kein revolutionärer Überbau, es ist schlicht die gut erforschte Wirkung der Treibhausgase in der Atmosphäre mit allen Konsequenzen für das Klimasystem, die hier zum politischen Impuls verdichtet worden sind.

(Natur-)wissenschaftliche Wahrheit als Grundlage einer politischen Bewegung – das ist neu. Übrigens auch im Vergleich zu der bloß behaupteten Wissenschaftlichkeit des Marxismus-Leninismus, bei dem im Kern der Argumentation eben nicht beweisbare und dem wissenschaftlichen Prozess offene Fakten lagen, sondern ein auf Sand errichtetes Gedankengebäude.

Mit Fakten lässt sich nicht diskutieren. Darin liegt die Stärke, darin liegt aber auch eine große Schwäche der Klimabewegung. Denn die bloße Feststellung, dass zur Begrenzung der Erderwärmung ein maximales CO₂-Budget für die Menschheit verbraucht werden darf, ist aber noch keine politische Handlungsanweisung. Zudem entzieht sich die naturwissenschaftliche Wahrheit auch insofern dem Politischen, als damit eine Reduzierung auf Null oder Eins nahe liegt. Das erleichtert radikale Forderungen. Entweder schafft die Menschheit – bisher kein handelnder Akteur – es, das CO₂-Budget einzuhalten, oder sie schafft es nicht, und löst damit mit hoher Wahrscheinlichkeit Kipppunkte aus. Das liegt quer zum Modus des Kompromisses. Ein Treffen in der Mitte gibt es nicht, wenn 2,2 Grad Erderhitzung in ihren Konsequenzen

genauso dramatisch sind wie ein Plus von drei oder vier Grad. Der Anspruch, den die Klimabewegung an die Politik stellt, muss also zwangsläufig ein radikaler sein. Entsprechend hoch ist die Fallhöhe.

Das ist der eine Teil der Herausforderung. Der andere besteht darin, die heute notwendigen Maßnahmen, um dieses Ziel zu erreichen, zu finden und zu verhandeln, demokratische Mehrheiten dafür zu suchen und in kurzer Zeit einen Weg zu finden, das internationale Abkommen von Paris insbesondere in den zehn oder zwanzig Staaten mit den größten Treibhausgasemissionen umzusetzen.

Das historische Fenster hierfür – eine hohe Akzeptanz für Klimaschutzmaßnahmen in der Bevölkerung, Druck von der Straße, breite Mehrheiten im Parlament – hat die Bundesregierung aus CDU, CSU und SPD nicht genutzt. Entsprechend hoch ist der Druck auf die Partei, die sich schon immer durch hohe Kompetenzzuschreibungen in ökologischen Fragen auszeichnet, also auf Bündnis 90/Die Grünen: zwischen Physik und Politik zu vermitteln, und dabei weder die Demokratie noch das Weltklima vor die Hunde gehen zu lassen – das scheint die Aufgabe zu sein, die jetzt der kleinsten Bundestagsfraktion zuwächst.¹ In dieser Situation bricht nun eine innergrüne Debatte über evidenzbasierte Politik los. Zur Unzeit?

Ich würde hier zweimal mit Nein antworten. So befinden sich Bündnis 90/Die Grünen derzeit im Prozess, ein neues Grundsatzprogramm zu erstellen. Wenn über grundlegende Werte und Haltungen gestritten werden muss, dann ist jetzt der richtige Zeitpunkt dafür.

Das zweite Nein hängt von den Ansprüchen an Konsistenz ab, die an ein Parteiprogramm gestellt werden. Pauschal ließe sich hier zwischen einem „katholischen“ und einem „protestantischen“ Ansatz unterscheiden. Leben und leben lassen, Widersprüche aushalten und

¹ Und ja, es gibt Länderregierungen mit grüner Beteiligung, und ja, es gibt die grüngeführte Regierung in Baden-Württemberg – aber zu den Regeln des Politischen gehört eben auch, dass ein großer Teil der für das Pariser Klimaziel notwendigen Maßnahmen in Bundeskompetenz liegen würden, und das der Bundesrat ein Gremium ist, das Gesetze verzögern oder aufhalten kann, aber kaum selbst gestalterisch tätig werden kann.

vielfältige Anknüpfungspunkte im Programm bieten – oder ein von geteilten Werten aus gedachtes, geradliniges Programm, das in Kauf nimmt, den einen oder die andere zu verschrecken?

Real betrachtet hat der „katholische“ Ansatz hier lange gute Dienste geleistet. Parteien sind nie homogen, und Parteiprogramme spiegeln auch unterhalb des Konstrukts einer Volkspartei immer innerparteiliche Vielfalt wider. Das liegt nicht zuletzt im Prozess der Programmerstellung begründet: von einem Komitee entworfen, von einem politisch divers zusammengesetzten Vorstand eingebracht, über auf die einzelne Textstelle schauende Änderungsanträge von einem Parteitag überarbeitet – da kann kein widerspruchsfreies Textgebäude bei herauskommen.

Trotzdem möchte ich dafür plädieren, dass wir versuchen, uns diesem Ideal maximal anzunähern. Wenn die Annahme stimmt, dass die Stärke der Klimabewegung aus ihrer Wissenschaftsfundierung herührt, und wenn ein Teil der gestiegenen Attraktivität der grünen Partei etwas damit zu tun hat, dann sollten wir zumindest versuchen, diesen Gedanken programmatisch aufzunehmen.

Das – evidenzbasierte Politik als Grundhaltung – wiederum heißt nun nicht, Wissenschaft eins zu eins in Politik umzusetzen. Wissenschaft selbst ist ein soziales System, das zwar theoretisch nur daran orientiert ist, zwischen wahr und falsch zu unterscheiden, das in der Praxis aber durch Macht, Sachzwänge, Interessen, Moden und Gewohnheiten strukturiert ist – wie jedes menschliche Handeln. Die Verfahren wissenschaftlicher Selbstverwaltung und wissenschaftlicher Kontrolle durch die *scientific community* sind gut, aber sie sind weder fehlerfrei noch frei von blinden Flecken. Trotzdem ist Wissenschaft in der Gesamtheit das soziale System, das besser als jedes andere in der Lage dazu ist, Fakten zu liefern.

Jetzt ließe sich lange darüber streiten, ob das denn für jede Disziplin so zutrifft, wo es Erkenntnisinteressen gibt, die auf die Erforschung von Gesetzmäßigkeiten abzielen, und wo es eher um – beispielsweise – Praktiken der Textexegese oder die Umsetzung von Erkenntnissen

in praktische Anwendung geht. Zu kurz gegriffen wäre aus meiner Sicht ein Wissenschaftsbegriff, der auf Naturwissenschaften reduziert wird. Auch ein großer Teil der Sozialwissenschaft hat primär ein Interesse daran, empirische Daten zu untersuchen, um verallgemeinerbare Gesetzmäßigkeiten davon abzuleiten. Auch soziale Fakten sind zunächst einmal Fakten, Versuche, eine soziale Wirklichkeit angemessen zu beschreiben und die zugrunde liegenden Zusammenhänge zu analysieren. Letztlich sind dies innerwissenschaftliche Streits, also Politik innerhalb des wissenschaftlichen Systems, aber keine extern politisch zu entscheidenden Fragen.

Politik auf Fakten zu basieren, heißt zunächst einmal, diese zur Kenntnis zu nehmen. Das ist kein einmaliger, sondern ein dauerhafter Anspruch, insofern sich der Stand der Wissenschaft fortlaufend ändern kann (und nein: das Wissen um den Klimawandel ist insgesamt betrachtet gut abgehangen, sedimentiertes Wissen – revolutionäre andere Sichten sind hier nicht zu erwarten). Die Vermittlung zwischen Politik und Wissenschaft ist Arbeit – Wissenschaftskommunikation, Wissenschaftsjournalismus, wissenschaftliche Politikberatung, oder eben auch die Auseinandersetzung mit neuen Themen im politischen Alltag in Form von Anhörungen und Fachgesprächen. Das alles ist Schnittstelle, um Politik auf Fakten basieren zu können.

Menschen nehmen die Welt und Wissen darüber selektiv wahr. Das ist gut erforscht. Deswegen muss „die Fakten zur Kenntnis nehmen“ eine bewusste Anstrengung beinhalten, offen für neue Informationen zu sein. Immer nur die eine Seite anzuhören, die die eigene Position bestätigt, wäre falsch. Genauso falsch wäre es, alle Dinge als zweiseitig anzusehen. Wenn es einen wissenschaftlichen Konsens, ein *state of the art*, eine 80-, 90-, 95-prozentige Übereinstimmung darüber gibt, welche Theorie plausibel ist und welche nicht trägt, dann wäre es völlig falsch, beide Seiten anzuhören, nur um Ausgewogenheit herzustellen. Offenheit heißt nicht, *fringe theories* hinterherzurennen.

Wissenschaft zeichnet sich durch Spezialisierung aus. Eine Physikerin ist nicht nur eine Physikerin, sondern eben vielleicht eine für

Hochenergiephysik. Ein Lungenarzt ist kein Epidemiologe. Eine Biologin kann wenig über soziale Zusammenhänge aussagen. Ein Meteorologe ist kein Klimaforscher. Zur Vermittlung zwischen Wissenschaft und Politik gehört es damit auch, die tatsächlichen Expert*innen zu identifizieren und falsche Expert*innen zu ignorieren.

Politik auf Fakten zu basieren, ist ein Anfang. Wissenschaftliche Erkenntnisse ersetzen keine politischen Entscheidungen. Mehrheiten müssen gefunden werden, in Fraktionen und Parteien, in Koalitionen und in der Bevölkerung. Interessen stehen gegeneinander. Unterschiedliche positive und negative Folgen unterschiedlicher Wege sind gegeneinander abzuwägen. Dabei hilft ein Kompass aus Grundwerten und Überzeugungen. Politische Handlungsräume im Mehrebenensystem sind begrenzt. All das macht Politik langsam, aber im besten Fall nachhaltig.

Dennoch gibt es über ein Zugrundelegen der Fakten hinaus Dinge, die Politik von Wissenschaft lernen kann. Möglichst objektive Verfahren und Kriterien am Anfang von Prozessen gehören beispielsweise dazu. Das Drama um die Vergabe der Batterieforschungsfabrik wäre erheblich weniger heftig ausgefallen, wenn nicht mitten im Vergabeverfahren die Entscheidungskriterien verändert worden wären. Allzu oft entsteht der Eindruck, dass das eigene Bundesland, der eigenen Wahlkreis ein nicht genanntes Kriterium ist, wenn es um Fördermaßnahmen geht. Auch bei der Priorisierung beispielsweise von Bauvorhaben sind politisch festgesetzte Kriterien, die vorher feststehen, hilfreich. Ohne Ermessensspielräume geht es nicht, aber auf lange Sicht ist besser vermittelbar, was nicht im Ermessen entschieden wird, sondern anhand von vorher festgelegten Maßstäben.

Zu einer Orientierung an Fakten und zu einem Entscheiden anhand von Kriterien gehört immer auch die Möglichkeit, dass Unerwartetes herauskommt, dass scheinbare Gewissheiten über den Haufen geworfen werden. Auch Parteien sind – Stichwort soziale Fakten – soziale Gebilde. Programmatische Veränderungen brauchen Mehrheiten und lassen sich nicht von heute auf morgen durchboxen. Wer an

Wissenschaft orientierte Politik in einer Partei machen will, muss das wissen. Sonst überwiegt hier schnell die Enttäuschung. Dennoch glaube ich, dass es sich lohnt, für eine evidenzorientierte Politik zu kämpfen. Gerade auch bei Bündnis 90/Die Grünen.

Warum blogge ich das? Das Thema geht mir schon seit einiger Zeit durch den Kopf. Ein Auslöser für diesen Blogbeitrag ist ein Anfang Oktober in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung erschienener Essay von Andreas Frey, der heute noch einmal in der Badischen Zeitung veröffentlicht wurde. Eine Grundlage für diesen Essay ist ein von Paula Piechotta und mir 2018 geschriebener Diskussionsbeitrag für den Grundsatzprogrammprozess, eine andere der Homöopathie-Antrag für die BDK in Bielefeld. In diesem Essay finden sich auch Zitate von mir – aus einem längeren Gespräch mit Herrn Frey herausgenommen und hier leider recht platt und polemisch verpackt. Richtig glücklich bin ich damit nicht, denn dass eine an Wissenschaft orientierte Politik nicht einfach ist, wird dabei nicht so richtig klar. Deswegen dieser Text.



Eine sanftere Zeit

13. Juli 2022 – Politik und Gesellschaft

Krieg in Europa. Eine Zeitenwende, eine neue Geopolitik. Die großen Krisen, die mehr und mehr den Alltag bestimmen. Das alles ruft, um in den üblichen Phrasen zu bleiben, nach „einer harten Hand“, nach „klarer Kante“, nach „Zumutungen und Einschränkungen“, oder, auf die Spitze getrieben, nach „Blut, Schweiß und Tränen“. Die Zeitenwende, der Bruch zwischen vorher und nachher gehört zu diesem Inventar, die neue Bedeutung der Bundeswehr, und ebenso Debatten darüber, ob kalt duschen, ungeheizte Wohnungen und harte Sanktionen angemessen sind oder nicht.

In diesem Kontext liegt es erst einmal nicht nahe, über eine sanftere Zeit zu spekulieren. Trotzdem glaube ich, dass es diese Option gibt. Keine Angst: ich meine damit nicht, jetzt einfühlsam Putins verletzte Seele verstehen zu wollen und das Allheilmittel „Gespräche“ aus der 80er-Jahre-Aktentasche mit dem Friedenstaubenaufkleber zu holen.

Das ist in dieser Situation nicht die richtige Antwort, außenpolitisch scheint „Stärke“ leider tatsächlich gefragt und wirksam zu sein.

Aber wenden wir den Blick nach innen. Wir kommen aus einer sehr individualistischen Epoche. Einer Epoche, in der Protz und Angeberei für manche zum guten Ton gehörte. Eine, in der irgendwie alles möglich war, auch deswegen, weil weder die Herstellungsbedingungen noch die Umweltfolgen von all dem irgendwem interessieren mussten. Wir konnten es uns gut gehen lassen. Also, jeder für sich!

Jedenfalls die, die es sich leisten konnten. Die anderen interessierten nicht. Und in den fortschrittlicheren Milieus wurde der individuelle Konsum in schöne Erdfarben getunkt, etwas Beige hier, etwas Olive da, mit Nachhaltigkeitssiegel an der Flugfernerreise und ganz viel Achtsamkeit. Was ja letztlich auch nur heißt, immer und überall die eigenen Bedürfnisse erspüren zu können.

Unterhalb der Oberfläche dieser Ästhetik – der billigen Konsumästhetik genauso wie der Ästhetik der nachhaltigen Erdtöne – stand dann aber letztlich doch erstens ein Egalsein, ein Rückzug ins Eigene – hie auf der Suche nach wilden Erlebnissen, da auf der Suche nach Sinn und Findung. Und zweitens die Melange aus Abstiegsängsten (all die Debatten um Prekarisierung der 2000er Jahre), der völlig ins Leere laufenden Selbsteinschätzung der sozialen Lage (hallo, obere Mittelschicht) und dem oft versteckten, aber immer vorhandenen Kampf ums Vorne-mit-Dabeisein, ums Erster-Sein, ums Besser-Sein, insbesondere im Arbeitskontext. Oder, um weitere Zeitgeistmerkmale zu nennen: eine Zeit für NIMBY, für Trollereien im Netz samt Radikalisierungsspirale, für lautstarke Schlagzeilen und billigen Humor.

Möglicherweise, und das meine ich mit der Spekulation über sanftere Zeiten, ändert sich diese Haltung gerade grundlegend. Ich halte das für möglich, weil ein paar Dinge zusammenkommen.

Erstens: Ein Generationenwechsel, auch wenn längst nicht alles stimmt, was über die Arbeitseinstellung von Millennials, über die zunehmende Bedeutung von Sorgearbeit, über *snowflakes* und dergleichen mehr geschrieben wird. Trotzdem ist da was anders, das fängt

bei der Frage an, wie Eltern mit Kindern umgehen, oder mit pflegebedürftigen Angehörigen – und hört nicht damit auf, dass eben hinterfragt wird, vielleicht nur aus persönlicher Selbstsorge, was Chef:innen so sagen, statt stumpf auf Anweisungen zu warten. (Das geht bis hin zur plötzlichen Entdeckung eines „mitfühlenden Liberalismus“ durch die FDP ... wobei das auch schon wieder vorbei ist ...).

Der zweite Treiber für den Wandel ist die auslaufende Pandemie. Was wir in die „post-pandemische“ Zeit mitnehmen, steht noch nicht fest. Wir können als Gesellschaft daraus lernen, wir können das aber auch lassen.

Zwei Dinge sind aber in der Pandemie ganz konkret sichtbar geworden. Zum einen ist sehr vielen Menschen bewusst geworden, wie anfällig (und wie marode) unsere Infrastruktur ist und wie viel davon abhängt, dass Kassen, Krankenbetten und Fahrerstände besetzt sind. Diese sichtbar gewordene Abhängigkeit des eigenen Wohlergehens vom Wohlergehen anderer Menschen passt nicht zum Fokus auf das Selbst, passt nicht zu Scheuklappen und Konsum.

Und zum anderen wissen wir heute noch nicht, in welchem Ausmaß *long covid* und andere gesundheitliche Beeinträchtigungen als Spätfolgen einer Corona-Infektion verbreitet sind. Aber selbst bei sehr kleinen Prozentsätzen sind schlicht aufgrund der großen Zahl an Infektionen sehr viele Menschen davon betroffen. Das heißt, dass das Bild des verpflichtungsfreien, immer bereiten Workaholics ins Wanken gerät. Je mehr Menschen eingeschränkt sind, und je sichtbarer das auch das eigene Umfeld, vielleicht die eigene Person betrifft, desto stärker wird es zu einer Notwendigkeit, aufeinander Rücksicht zu nehmen.

Drittens befinden wir uns gerade in eine multiplen Krise. Und anders als bei den angesprochenen Prekarisierungsängsten der Vergangenheit ist das vorherrschende Narrativ dieser Krise keines von Absturz und Obenbleiben, von „Wir“ und „Die“, sondern eines der gemeinsamen Sorge darüber, dass es allen schlechter geht. Energie- und Lebensmittelpreise betreffen breite Teile der Bevölkerung. Damit

steigt die Chance, dass sich ein Narrativ der gegenseitigen Hilfe in der Krise durchsetzt. Dass eine solche Hilfe leistbar ist, dass das Potenzial dafür da ist, das hat beispielsweise die Reaktion auf die große Zahl Geflüchteter 2015 ebenso wie 2022 gezeigt.

Und viertens, nur am Rande erwähnt: das Schlagwort „Fachkräftemangel“ überdeckt, dass mit dem Generationenwechsel auch eine alternde (und damit hilfsbedürftige) Gesellschaft verbunden ist, dass die Demografie sich verändert – und dass Zuwanderung mehr und mehr zu etwas wird, das schon deswegen gewollt ist, weil es anders in der Wirtschaft gar nicht geht.

Die Reaktion darauf, dass die Zeiten härter werden, könnte Abschottung sein, das nackte Überleben, der Mensch als des Menschen Wolf, all das. Oder eben eine Hinwendung sein, ein Schritt hin zu sanfteren Zeiten, um gemeinsam – füreinander sorgend, sich umeinander kümmernd, mit Rücksichtnahme und mit Zuversicht – durch die multiplen Krisen zu kommen. Und dafür, dass das die vorherrschende Haltung wird, lässt sich durchaus etwas tun.



Ungeduld der Klimabewegung, Zeitläufe der Politik

26. Januar 2023 – Nachhaltiges Leben, Politik und Gesellschaft

Auch jenseits von Lützerath beobachte ich in den letzten Wochen eine zunehmende Schärfe im Ton zwischen Klimabewegung und grüner Partei. Das ist auf der einen Seite nicht weiter verwunderlich – Bündnis 90/Die Grünen stecken als Regierungspartei in einer anderen Rolle als die Klimabewegung, und mit dem Wechsel von Opposition zu Regierung im Bund hat sich da auch noch einmal etwas verschoben. Auf der anderen Seite lässt mich das etwas ratlos zurück. Denn im Kern steckt hinter dieser zunehmenden Schärfe ein Dilemma, das sich nicht so leicht auflösen lässt.

Das Mantra der Klimabewegung ist seit einigen Jahren das der maximalen Dringlichkeit: die Klimabudgets sind weitgehend ausgeschöpft, das politisch festgesetzte 1,5-Grad-Ziel ist nur zu halten, wenn sofort gegengesteuert wird, und das Fenster, noch etwas zu

verändern, schließt sich. Ich kann diese Dringlichkeit, die ja zu großen Teilen wissenschaftlich begründet ist, gut nachvollziehen. Und ich kann sogar nachvollziehen, dass beobachtetes Nichthandeln dazu führt, Aktionsformen zu wählen, die auffälliger sind als Großdemonstrationen und kluge Äußerungen in Talkshows. Es geht um etwas. Es geht um alles!

Gleichzeitig ist Politik nur begrenzt krisenfähig. Erst recht nicht, wenn eine politische Antwort auf die Klimakrise eigentlich heißen würde, die nächsten Jahrzehnte Politik nur noch im Krisenmodus zu betreiben – mit schnellen und einschneidenden Entscheidungen, mit dem Außerkraftsetzen von Abwägungen und Beteiligungsrechten. Ereignishaft kann Politik in diesem Modus arbeiten. Das hat sich in der Corona-Krise gezeigt, als Maßnahmen quasi über Nacht ergriffen wurden. Und auch der schnelle Aufbau von LNG-Terminals ließe sich hier als Beispiel anführen. Warum also nicht in diesem Tempo die 180-Grad-Wende hin zu einer wirkungsvollen Klimapolitik? Schließlich ist doch wissenschaftlich längst klar, was getan werden müsste – von kleineren Maßnahmen wie dem Tempolimit bis hin zur kompletten Elektrifizierung von Verkehr und Industrie, der Umstellung des Energiesystems auf Wind, Photovoltaik und Speicher und der Switch in der Ernährung zu klimaschonenderen Lebensmitteln liegt der Instrumentenkasten auf dem Tisch.

Vielleicht steckt darin auch schon eine Antwort, warum das nicht passiert. Letztlich betrifft Klimapolitik alles. Und diese Betroffenheit aller Ressorts und Ebenen lässt sich zwar ein Stück weit operationalisieren, beispielsweise indem Klimaziele für einzelne Regionen oder Sektoren festgelegt und deren Erreichung dann in die Hand des jeweiligen Ebenen bzw. Ressorts gelegt wird. Das Verkehrsministerium im Bund zeigt aber gerade auch die Grenzen dieses Vorgehens auf.

Mit dem Innenblick auf die baden-württembergische Politik kann ich sagen, dass eine umfangreiche Betroffenheit politisch vor allem bedeutet, dass ein enormer Abstimmungsbedarf produziert wird. Das betrifft das Mehrebenensystem: es gibt europarechtliche Vorgaben,

es gibt Ziele und Programme des Bundes, die wiederum beeinflussen, was im Land überhaupt möglich ist, also sowohl im Blick auf die „Kompetenz“ (also die rechtliche Zuständigkeit) als auch im Blick auf z.B. Förderprogramme, die ineinandergreifen müssen. Und vieles von dem, was ein Land wie Baden-Württemberg an Klimapolitik machen kann, betrifft entweder die Industrie, das Verhalten von Einzelpersonen (beides Bereiche, in denen regulatorische Politik sinnvoll ist, aber nie übergreifend sein darf) oder Kommunen. Die wiederum an vielen Stellen eigene Kompetenzen und Verantwortlichkeiten haben, und auf politische Vorgaben meistens mit dem Ruf nach Geld zur Umsetzung reagieren.

Dann kommen die bereits erwähnten Ressortzuständigkeiten ins Spiel. Ein Gesetz wie das derzeit im Landtag befindliche novellierte Klimaschutzgesetz greift in fast alle anderen Ressorts ein, und verankert dort Klimaziele. Das geht aber nur, wenn vorher entsprechende Abstimmungsprozesse mit diesen Ressorts stattgefunden haben – schließlich ist ein Umweltministerium kein „Superministerium“, das in alle anderen Politikfelder hineinregieren kann. Was wiederum ein Bundeskanzler oder ein Ministerpräsident bis zu einem gewissen Grad kann – aber in einer Koalitionsregierung halt nur im Ausnahmefall und nicht als Dauermodus.

Abstimmung heißt: Zeitbedarf. Und ein Gesetz zu machen, geht bei aller Ungeduld so schon nicht von heute auf morgen; erst recht nicht, wenn es nicht gleich juristisch angegriffen werden können soll. Es dauert also auch bei gutem Willen, bis aus einem Auftrag im Koalitionsvertrag juristisch und politisch abgestimmte Eckpunkte und dann ein Gesetzentwurf wird. Das Verfahren in Baden-Württemberg sieht dann vor, dass das Kabinett diesen Gesetzentwurf zur Anhörung freigibt und Verbände (und über das Beteiligungsportal des Landes auch Einzelpersonen) sich rückmelden können – in einer Frist von üblicherweise mehreren Wochen. Danach wird der Gesetzentwurf überarbeitet und erneut – nach politischer Abstimmung zwischen den Häusern und den Koalitionspartnern – ins Kabinett gebracht. Dort

wird dann die Einbringung in den Landtag beschlossen. Der Landtag tagt alle paar Wochen; ein Gesetz wird in mehreren Lesungen beraten.

Im konkreten Fall der Novelle des baden-württembergischen Klimaschutzgesetzes heißt das nach über einem halben Jahr Vorlauf in der politischen Abstimmung und den Kabinettsberatungen: Erste Lesung im Landtag am 22. Dezember 2022, Ausschussanhörung am 24. Januar 2023, Beschluss im Umweltausschuss heute, am 26. Januar 2023, und Beschluss im Landtag voraussichtlich am 1. Februar 2023, Inkrafttreten dann nach Veröffentlichung im Gesetzblatt.

Aber auch ein umfangreiches und alle Bereiche betreffendes Gesetz wie das baden-württembergische Klimaschutzgesetz regelt vieles nicht abschließend, sondern enthält Verordnungsermächtigungen und, platt gesagt, Arbeitsaufträge wie beispielsweise die ressortspezifische Erarbeitung von Klimaschutzmaßnahmen. Und auch die sind wiederum mit Abstimmungen zwischen Koalitionspartnern und Ressorts, Interessensausgleich und Abwägungen verbunden – und brauchen Zeit, bis sie erstellt und umgesetzt sind.

Was ich mit diesem Beispiel zeigen will: selbst in einem grüngeführten Bundesland geht mehr Klimaschutz nicht einfach von heute auf morgen. Der 2021 beschlossene Koalitionsvertrag zwischen Grünen und CDU sieht eine ganze Menge Klimaschutz vor und stellt ein Klimaschutzsofortprogramm in den Mittelpunkt. Sehr viel davon ist bereits abgearbeitet, und mit dem novellierten Klimaschutzgesetz kommt ein weiterer großer Schritt dazu. Und trotzdem ist Politik in einem demokratischen System, in Koalitionsregierungen, in der Abstimmung zwischen Bund und Ländern langsam.

Die Erwartung aus der Klimabewegung, dass wissenschaftliche Erkenntnisse ja nur in Gesetzestext gegossen und mal eben umgesetzt werden müssten, erfüllt sich nicht, kann sich in diesem politischen System nicht erfüllen. Und Klimaräte oder Zufallsbürger*innen mögen zwar den Druck erhöhen, Lösungen zu finden, beschleunigen diesen Prozess jedoch nicht, sondern bauen schlimmstenfalls nur

weitere Abstimmungs- und Beteiligungsrunden ein. Die machen das Ergebnis vielleicht besser, aber sicher nicht schneller.

Das ist die Momentaufnahme. Wie oben geschrieben, ist die Klimakrise aber nichts, was mit der einen schnellen Entscheidung gelöst werden kann, sondern braucht über Jahre und Jahrzehnte kontinuierlich eine Politik, die sich an Klimazielen orientiert. Das braucht einerseits Ausdauer und stellt andererseits die Frage, wie sichergestellt werden kann, dass diese Ziele auch bei möglicherweise wechselnden politischen Mehrheiten verfolgt werden können. Die einzige Lösung, die mir dafür einfällt, heißt: Klimaschutz alleine Grünen zuzuschreiben, ist zwar schmeichelhaft, aber nicht hilfreich – nur wenn Scholz sich tatsächlich als Klimakanzler versteht, wenn die CDU ihren Beschluss, eine Klimaschutzpartei zu sein, erst nimmt, und wenn irgendwer die FDP von der Chimäre wegbringt, auf technologische Wunderlösungen zu setzen, klappt es, jetzt sofort einschneidende Maßnahmen durchzusetzen und zugleich die Beharrlichkeit aufzubringen, diese auch in den nächsten Jahren umzusetzen.

Wenn diese Analyse geteilt wird, müsste es das strategische Ziel der Klimabewegung sein, nicht nur Grüne immer wieder an Wahlversprechen zu erinnern, sondern sich zu überlegen, wie die ja eigentlich auf dem Tisch liegenden Lösungen zu etwas werden, dessen Umsetzung von allen demokratischen Parteien als Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit angesehen wird. Solange das nicht der Fall ist, bleibt Klimaschutz ein Spielball von Interessenausgleich und Ressortpolitik, von koalitionären Verhandlungen und Abstimmungen. Und das wird der Dringlichkeit der Klimakrise nicht gerecht.

Metadualismus: Wie weiter mit den Grünen?

15. Juni 2024 – So grün, so grün

Eine Europawahl, die deutlich gemacht hat, dass 2019 eine Ausnahme war, und uns auf den Stand der Jahre davor zurück geworfen hat. Auch bei den Kreistagswahlen deutliche Verluste (in Baden-Württemberg landesweit rund fünf Prozentpunkte). Bei den Gemeinderatswahlen sieht es etwas besser aus, in vielen Gemeinden sind wir da stabil geblieben (und sehen jüngere und weiblicher gewordene Fraktionen). Jedenfalls: mal wieder eine große Krise der Partei.



Darauf gibt es jetzt zwei Reaktionen. Auf der einen Seite stehen die, die diese Lage dazu nutzen wollen, das durchzusetzen, was sie schon immer wollten. Grüne zu einer superrealen Partei ähnlich den Grünliberalen in der Schweiz umformen. Oder, seltener zu hören, aber doch präsent: Rückbesinnung auf grüne Werte, schärferes Profil, klarere linke Politik. Die einen führen die Abwanderung zur CDU (im Vergleich zur Bundestagswahl) als Grund an, die anderen die großen Verluste Richtung Nichtwähler*innen und Kleinstparteien. Die einen glauben, dass wir zum Beispiel beim Thema Migration nur gewinnen können, wenn wir härter als die Union auftreten, die anderen kämpfen für den Erhalt des Asylrechts. Und so weiter und so weiter.

Auf der anderen Seite stehen die, die glauben, dass die Lage komplizierter ist. Die an dem Projekt einer breit aufgestellten Bündnispartei festhalten wollen. Die Pragmatismus und Werte verbinden möchten und wissen, dass das nicht immer leicht fällt. Und die wie alle anderen daran leiden, dass die durchaus vorhandenen grünen Erfolge im Bund unter all dem Streit kaum zu sehen sind.

Vermutlich ist es zwischen den Zeilen schon deutlich geworden: ich halte nichts von dem vermeintlich einfacheren Weg, jetzt eine inhaltlich homogene Partei formen zu wollen. Nicht als Superrealprojekt, aber auch nicht als Selbstverzweigung zu einer neuen Kleinpartei a la Volt oder Klimaliste.

Und ich halte auch nichts davon, die Tatsache, dass uns der Zeitgeist gerade ins Gesicht weht, dazu zu nutzen, die grüne Programmatik über Bord zu werfen. Es gibt ja Gründe dafür, warum wir das in unsere Wahlprogramme geschrieben haben, was da steht. Und nur weil es gerade niemand wahrhaben will, ändert das weder etwas an der Physik des Klimawandels noch an den internationalen Verwerfungen und deren Folgen.

Insofern bin ich überzeugt davon, dass unsere Ziele weiter die richtigen sind. Stellt sich also die Frage, wie wir diese umsetzen, mit wem dies gelingen kann, und wo – so viel Selbstkritik muss dann auch sein – unter dem Deckmantel der Regierungsfähigkeit programmatisch neue Wege eingeschlagen worden sind, ohne die Partei mitzunehmen. Das betrifft beispielsweise die Friedenspolitik. Ich finde unsere klare Haltung hier richtig, auch wenn ich es ab und zu dann doch er-



staunlich finde, woher diejenigen kommen, die diese neue Haltung am lautesten vertreten. Aber weil Eile geboten war – und vielleicht auch, weil unschöne Debatten vermieden werden sollten: so richtig in der Partei in ihrer Breite diskutiert wurde hier nicht. Und es gibt weitere Themen, bei denen es ähnlich ist. Friss oder stirb funktioniert in einem demokratischen Rahmen nur sehr begrenzt. Da sehe ich – nach innen – eine Leerstelle.

2025, in gut einem Jahr, findet eine Bundestagswahl statt. Der nächste Bundesparteitag findet im November statt. Ich vermute, dass dort das Bundestagswahlprogramm beschlossen werden wird. Ich nehme noch nicht wahr, dass es für die Erstellung dieses Programms – dass ja einige der angerissenen Fragen beantworten muss – bereits einen guten Prozess gibt. Vielleicht bin ich da nicht mehr nah genug dran an BAGen und Bundesgeschäftsstelle. Bisher habe ich diesbezüglich jedenfalls nichts wahrgenommen. Dabei ist so ein Programmprozess immer auch eine Chance, die eigene Position zu schärfen, erreichtes herauszuarbeiten und deutlich zu machen, in welche Richtung es gehen soll. Diskutieren wir als Partei noch?

Damit das richtig verstanden wird: mir ist der Prozess wichtiger als das Ergebnis. Ich glaube, ein großer Teil von Stärke und Geschlossenheit in den Jahren ab 2018 lässt sich dadurch erklären, dass es immer wieder Formate, öffentliche Positionierungen und Debatten gab, in denen wir als Partei – teilweise auch stellvertretend für die Gesellschaft – um Haltungen und Positionen gerungen haben. Natürlich ist dafür in Regierungsbeteiligung weniger Raum, natürlich sind viele der Akteur*innen, die das damals auf die Beine gestellt haben, jetzt im engen Korsett von Bundesministerien und Regierungsfraktion gefangen. Trotzdem: den Bedarf dafür gibt es, wenn wir nicht austrocknen wollen.¹ Das wäre jedenfalls meine Antwort auf die oben aufge-

¹ Das gilt erst recht für das jetzt hoch und runter diskutierte Thema der Jungwähler*innen, die plötzlich genauso wählen wie ihre Eltern. Lasst uns reden und ringen und damit zeigen, dass wir weiterhin die Partei sind, die an ernsthaften und tiefergehenden Antworten interessiert sind. Das macht uns nicht plötzlich cool, aber besser als Anbiederung ist es allemal.

worfene Frage des „wie weiter“. Nicht die Leute auf der einen Seite oder die Leute auf der anderen Seite vergraulen in der vagen Hoffnung, sondern den Anspruch ernst zu nehmen, die großen Herausforderungen zu verhandeln und gemeinsame Haltungen zu finden. Und dass dann auch nach außen zu vermitteln, jenseits wohlfeiler Sprüche und Parolen (und natürlich trotzdem gerne in einer verständlichen Sprache).

Derweilen freue ich mich darüber, dass es uns hier vor Ort gelungen ist, im Kommunalwahlkampf neue Gemeinsamkeiten zu entdecken und neuen Schwung in den Ortsverband zu bringen. Das kann dann auch gefeiert werden.

Sozialwissenschaft

Notizen zu Praxistheorie und Umweltverhalten

3.-12. Mai 2008 – Soziologisch gesehen

In diesem Text versuche ich, in mehreren Blogbeiträgen meine Ideen zum Zusammenhang von Praxistheorie und Umweltverhalten zu ordnen, ohne bereits ein glattes und geprüftes „Endprodukt“ vor Augen zu haben.

I. Über Praxistheorie

Praxistheorie meint eine Strömung der *social theory*, die davon ausgeht, dass „soziale Praktiken“ grundlegend für gesellschaftliche Strukturen, Strukturierungen und Wirklichkeiten sind – dabei umfasst Praxistheorie eine Vielzahl divergenter und aus ganz unterschiedlichen Problemen heraus entwickelter Ansätze (z.B. Bourdieu, Giddens); in neuerer Zeit gibt es nun Versuche, so etwas wie ein gemeinsames Vokabular der Praxistheorie(n) herauszufiltern (vgl. etwa Reckwitz 2003).

Soziale Praktiken sind in dieser Perspektive die Grundeinheit des Sozialen und meinen letztlich wiederholte, (teilweise) routinisierte und von individuellen Eigenheiten unabhängige Handlungsmuster menschlicher Körper, die sich zum einen auf „praktisches Wissen“ (Hörning 2001) – also Wissen über Handlungsabläufe, damit verbundene Kompetenzen, Erwartungen und Einschätzungen – beziehen, zum anderen in mehrfacher Hinsicht materiell verankert sind (über den Körper, aber auch über Artefakte und, so meine ich zumindest, räumliche Kontexte) und sich vielfach auch auf andere Personen beziehen. Der Unterschied zur Handlung ist die fehlende Annahme unbedingter Intentionalität (der Anteil an Routine und Wiederholung), zum anderen das Mithineinnehmen des materiellen und körperlichen Kontextes

in die Theorie. Praktiken sind aber auch nicht behavioristisch (Reiz-Reaktions-Schema), sondern nehmen Wahrnehmungen, Interpretationsarbeiten und letztlich auch Diskurse als Teile der an die Praktiken gebundenen Wissensordnung ebenfalls mit in die Theorie hinein.

Giddens begründet sowohl die Zentralität sozialer Praktiken für das Soziale (s.u.) als auch die Möglichkeit eines nur teilbewussten „Handelns“; er geht davon aus, dass Menschen, wenn sie tatsächlich, wie es etwa die *Rational-Choice*-TheoretikerInnen annehmen, jederzeit bewusste Entscheidungen treffen würden, nicht mehr zum Handeln kommen würden. Stattdessen findet der größte Teil des Handelns – nämlich der, der problemlos und in bekannten Bahnen verläuft – routinisiert statt und ist nur „halb-bewusst“; das Bewusstsein überwacht diese Handlungsvollzüge und wird erst dann aktiviert, wenn es zu tatsächlichem Entscheidungsbedarf kommt, etwa beim Lernen neuer Praktiken oder beim „Routinebruch“, wenn also die an das Ergebnis einer Routinehandlung gestellten Erwartungen nicht erfüllt werden. Schlichtes Beispiel: Wäsche wird in die Waschmaschine gefüllt, diese wird geschlossen, aber die Tür will nicht zugehen. Jetzt muss von Routine auf bewusstes Handeln umgeschaltet werden, um herauszufinden, was mit dieser Tür falsch ist.

Praktiken können sowohl als abstrakte Einheit (*practice-as-coordinated-entity*) betrachtet werden, als auch – ich nenne das dann Praxisvollzug – als die konkrete Umsetzung dieser abstrakten Einheit (*practice-as-performance*). Um eine abstrakte Praktik tatsächlich in konkreten Praxisvollzug umzusetzen, ist nicht nur ein menschlicher Akteur erforderlich, sondern – im Sinne von Latour, Michael oder Haraway – ein hybrides Netzwerk aus Mensch, Dingen, Meinungen, das erst im Zusammenwirken die Praktik tragen kann (Shove et al. 2007). Damit kommt auch Dingen in begrenztem Maße *agency* – also Handlungsträgerschaft – zu; auf die Implikationen davon möchte ich jetzt aber nicht weiter eingehen.

Relativ offen ist, wo die Grenzen der Praktiken liegen: wo endet eine Praktik, wo beginnt eine andere, wieso erkennen wir ähnliche, aber

nicht-identische Praktiken (vgl. auch Warde 2005)? Zudem scheinen Praktiken verschiedener „Körnung“ ineinander verschachtelt zu sein. Das könnte als „fraktaler Charakter“ sozialer Praktiken bezeichnet werden, oder es kann unterschieden werden zwischen basalen Praktiken, die immer wieder eingesetzt werden können, und übergreifenden Praktiken, die sich aus basalen Praktiken zusammensetzen. Warde (2005: 135) führt dazu eine von Schatzki eingebrachte Unterscheidung an: *dispersed practices* im Sinne eines Regelvollzugs oder im Sinne der basalen Praktiken, und *integrative practices*, die Sphären oder Domänen des Lebens konstituieren (und sich aus anderen Praktiken zusammensetzen).

Ein Beispiel für eine (sehr) basale Praktik wäre das praktische Wissen darum, wie eine Waschmaschinentür geöffnet wird, ein Beispiel für eine schon stärker integrierte Praktik das „Wäschewaschen“. Shove et al. sprechen quer dazu auch von „Projekten“, d.h. einen längeren Zeitraum übergreifen

Strittig ist, wie dynamisch Praktiken sind (vgl. Hörning 2004): ob sie eher dazu führen, dass Veränderungen unterbleiben (ich würde z.B. Bourdieus Habitus-Konzept eher so lesen), oder ob in ihnen bereits der Kern der Veränderung liegt, weil soziale Strukturen und Strukturierungen ihre Wirkung erst im Praxisvollzug entfalten (Hörning geht m.E. eher in diese Richtung), und weil sie immer wieder an neue Situationen angepasst werden müssen, um stabil zu bleiben (Warde 2005: 141). Hinzu kommen Generationenkämpfe (ebenefalls Warde), d.h. die etablierten Regeln werden von denen, die sie für sich neu entdecken und lernen müssen, in Frage gestellt.

Die soziale Welt besteht in der praxistheoretischen Perspektive aus einer Vielzahl ineinandergreifender Praktiken, die sowohl als „Praxisfluss“ betrachtet werden können, d.h. zeitlich betrachtet das Leben eines Menschen in eine Vielzahl nachfolgender, teilweise paralleler Praktiken aufspaltet, als auch als immer wieder kehrende Kreisläufe von Praktiken, an denen jeweils unterschiedliche Menschen partizipieren, und so zur Reproduktion, zum Erhalt und möglicherweise auch zur

Veränderung sozialer Strukturierungen beitragen. Aus dem ersten Blickwinkel heraus finden sich Verknüpfungen zwischen Praktiken und individuellen Lebensstilen.¹ Aus der zweiten Perspektive heraus interessieren eher die Unterschiede innerhalb der Praktiken (vgl. Warde 2005), d.h. die Frage, in welcher Form (*insider, regular, tourist, stranger*) und abhängig von welchen (mit sozialem Status gekoppelten) Ressourcen Individuen an Praktiken teilhaben.

Zuletzt noch einmal der Hinweis auf den Status der Dinge in der Praxistheorie (Hörning 2001; Shove et al. 2007; Wieser 2004): Der entscheidende Mehrwert von Praxistheorie gegenüber anderen kulturalistischen Ansätzen liegt m.E. darin, dass hier Materialität – sowohl temporal moderiert im Blick auf den Praxisvollzug als auch bezogen auf die Rolle, die Dinge für den Praxisvollzug spielen – ernst genommen wird. Wie ich unten zeigen möchte, liegt hier der entscheidende Punkt für ihre umweltsoziologische Anschlussfähigkeit. Auch in Bezug auf die Dinge – darauf machen Shove et al. (2007) aufmerksam – geht es bei Praxistheorie eben nicht in erster Linie um symbolische Bedeutungen, sondern um tatsächliche Funktionen. Hörning (2001) unterscheidet ebenfalls verschiedene Aspekte des Umgangs mit den Dingen – neben der ästhetisch-expressiven Ebene gibt es eben auch kommunikative und „praktische“, instrumentelle Ebenen des Dingegebrauchs. Manchmal ist ein Auto auch nur ein Fahrzeug, um von A nach B zu kommen. Das Schöne an Praxistheorie ist, dass beides mit hineingenommen wird: es bleibt bewusst, dass Dinge, technische Artefakte, mehr als nur Funktion und technische Rationalität sind (hier steht eine klare Abgrenzung zu älteren techniksoziologischen Auffassungen), es wird aber auch nicht konsum- oder kultursoziologisch der praktische Nutzen mit dem Kinde aus dem Bad ausgeschüttet, sondern dies bleibt konstitutiver Teil der Praktiken. Sowohl bei

¹ Dabei ist Praxistheorie durchaus offen für Konzepte, die einem Individuum eine Vielzahl unterschiedlicher, situationsabhängiger „Stile“ zuschreibt, vgl. Hörning 2001 oder Warde 2005; andererseits können auch die menschlichen Träger ähnlicher Praktiken zu alltagsästhetisch differenzierten Milieus zusammengefasst werden, vgl. neben Bourdieu auch Flaig et al. 1993.

Hörning wie auch bei Shove et al. finden sich einige Beispiele, die diese (auch methodologische) Balance zwischen Kulturbedeutung der Dinge und Instrumentalität schön illustrieren.

II. Menschliches Umweltverhalten

Bevor ich – in Teil III – darauf eingehe, wie Praxistheorie und Umweltsoziologie zusammengebracht werden können, möchte ich ein paar Gedanken zum „menschlichen Umweltverhalten“ loswerden. Auf den ersten Blick sieht es ganz einfach aus: menschliche Handlungen haben direkte und indirekte Konsequenzen auf die naturale Umwelt. Abstrakt gesprochen: die umweltbezogenen Effekte menschlichen Verhaltens bzw. menschlicher Gesellschaften ist der (materielle) Unterschied zwischen dem Planeten Erde, wie wir ihn kennen, und einem identischen Planeten, auf dem die Menschheit vor Beginn der Menschwerdung ausgestorben ist. Sich diese Differenz – bzw. eine nicht von Menschen besiedelte Erde – vorzustellen, ist allerdings gar nicht so einfach. Insbesondere müssten ja jede Menge Wechselwirkungen berücksichtigt werden. Und damit meine ich nicht nur den anthropogene Klimawandel, sondern Ereignisse wie die Domestizierung bestimmter Tier- und Pflanzenarten, die Tatsache, dass das, was wir als „natürliche Landschaft“ empfinden, zu einem großen Teil „Kulturlandschaft“ darstellt, also das Ergebnis jahrtausendelanger Bearbeitung ist, oder auch die Anpassung natürlicher Prozesse an menschliche Präsenz. Kurz gesagt: die Ko-Evolution menschlicher Gesellschaften und natürlicher Umwelt dieser Gesellschaften hat zu einer Situation geführt, in der es heute wenig Sinn ergibt, Menschen einfach herauszurechnen, um festzustellen, was „natürlich“ – und was Konsequenz menschlichen Handelns – ist.

Eine Möglichkeit, diese Eingangsüberlegung weiterzuverfolgen, landet letztlich bei der Disziplin der Humanökologie, die menschliche Gesellschaften vor allem als biologische Einheiten erfasst. Auch die von Catton/Dunlap (1979) vorgegebene Route führt in diese Richtung. Die Unterscheidung zwischen Gesellschaft und natürlicher Um-

welt würde damit – etwas platt gesagt – zugunsten der naturalen Umwelt aufgegeben. Aber auch andersherum wäre eine Eingemeindung möglich: die vielfach begangene soziologische Ausblendung von Materialität und Natur, der im umweltsoziologischen Sinne „konstruktivistische“ Blick auf kulturelle Naturbilder. Ein Überblick über verschiedene soziologische Herangehensweisen an diese Frage findet sich bei Brand/Kropp (2004).

Insofern Umweltsoziologie als aktuelle Teildisziplin der Soziologie aus den *Neuen Sozialen Bewegungen* bzw. aus der Auseinandersetzung damit hervorgegangen ist, interessiert nun jedoch gar nicht das menschliche Umweltverhalten in seiner Gesamtheit (oder anders ausgedrückt: die Beziehung zwischen Sozialität und Materialität), sondern es geht um umweltschädliches bzw. umweltfreundliches Verhalten, heute in der „regulativen Idee“ (Umweltbundesamt 2002: 2) der nachhaltigen Entwicklung gefasst.

Für Fragen nach menschlichem Umweltverhalten bildet diese einen normativen Rahmen: interessant ist jetzt nicht mehr jede Art von Beziehungen und Koevolutionsprozessen zwischen Mensch und Umwelt, vielmehr geht es ganz anthropozentrisch darum, wie menschliche Gesellschaften so gestaltet werden können, dass die Bedürfnisse der aktuellen lebenden Menschen (in Nord und Süd) erfüllt werden, ohne, wie es in der klassischen Definition heißt, „die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen.“ (Brundtland-Kommission 1987, zitiert nach Umweltbundesamt 2002: 1). Damit ist ein Zielzustand für nachhaltige Entwicklung vorgegeben: eine Gesellschaft, die den auf ihre materielle Basis bezogenen Möglichkeitsraum nicht verkleinert. Damit wird zugleich ein „ökologischer Rahmen“ für Wirtschaft und Gesellschaft vorgegeben:

Alles Wirtschaften und damit auch die Wohlfahrt im klassischen Sinne stehen unter dem Vorbehalt der ökologischen Tragfähigkeit. Denn nur innerhalb des Spielraumes, den die Natur als Lebensgrundlage bereitstellt, ist Entwicklung und damit auch Wohlfahrt dauerhaft

möglich. Die Tragkapazität des Naturhaushalts muss daher als letzte, unüberwindliche Schranke für alle menschlichen Aktivitäten akzeptiert werden. Es kann nur darum gehen, wie die heutige Menschheit den ihr verbliebenen Spielraum am besten nutzen kann.“ (Umweltbundesamt 2002: 2)

Es soll nun hier nicht darum gehen, mit welchen Indikatoren die Einhaltung der „ökologischen Tragfähigkeit“ am besten gemessen werden kann. Ich möchte an dieser Stelle auch nicht auf konkurrierende regulative Ideen und Diskurse (z.B. Permakultur, *deep ecology*; vgl. auch Brand/Jochum 2000) eingehen, oder darauf, was das Ziel Nachhaltigkeit in seinen politischen Konsequenzen tatsächlich bedeutet (vgl. Wuppertal Institut 2005). Wichtig ist hier erst einmal, dass es möglich ist, die Effekte gesellschaftlichen Handelns unter dem Maßstab „Nachhaltigkeit“ als „Umweltverbrauch“ zu operationalisieren, und dass es weiterhin möglich ist, die materiellen Effekte bestimmter sozialer Organisationsformen und gesellschaftlicher Teilsysteme darzustellen. Hier liegt eine mögliche Verbindung zur Praxistheorie, insofern die Umwelteffekte von (in ihrer innergesellschaftlichen Wirkung äquivalenten) Praktiken prinzipiell miteinander verglichen werden können.

Aus einer an der regulativen Idee Nachhaltigkeit orientierten, umweltpolitischen Perspektive heraus lassen sich nun erstens unterschiedliche Handlungsfelder (z.B. Energie, Mobilität, Produktion oder – mit einigen Unschärfen – Konsum, vgl. Umweltbundesamt 2002) ableiten, zweitens werden unterschiedliche Akteure (z.B. internationale Organisationen, Staat, Privatwirtschaft, Bürgerinitiativen, einzelne BürgerInnen – vgl. Luks 2002) sichtbar, und drittens können (als in sinkender „Schärfe“ angeordnete Mittel v.a. des Akteurs Staat) Instrumente einer „Politik der Nachhaltigkeit“ (vgl. Umweltbundesamt 2002: 392) unterschieden werden: ordnungsrechtliche Instrumente (Verbote, Grenzwerte, Genehmigungen), planungsrechtliche Instrumente (Umweltprüfung, Bauleitplanung), ökonomische Instrumente (Ökosteuer, Emissionshandel) sowie „Instrumente zur Stärkung der

Eigenverantwortung“ (wirtschaftliche Selbstverpflichtungen, Bildung für nachhaltige Entwicklung).

Angesprochen sind damit unterschiedliche Ebenen und Möglichkeiten unterschiedlicher Akteure, in das Gesellschaft-Umwelt-Verhältnis und damit die Effekte menschlichen Umweltverhaltens einzugreifen. Einen Schwerpunkt sozialwissenschaftlicher Umweltforschung stellen dabei v.a. die zuletzt genannten Instrumente der Eigenverantwortung dar, insofern Diskurse, Einstellungen und der „nachhaltige Konsum“ untersucht werden. Wieweit eine solche Eingrenzung sinnvoll ist, sei dahingestellt. Zwar nimmt der private Konsum den größeren Anteil am Bruttoinlandsprodukt ein, und sind die privaten Haushalte für immerhin ein Drittel des Primärenergieverbrauchs in Deutschland direkt verantwortlich. Beim Wasserverbrauch sieht es allerdings bereits ganz anders aus, hier sind es nur noch acht Prozent (Weller 2007). Soweit ich das nachvollziehen kann, ist hier allerdings der indirekte Verbrauch privater Haushalte durch den Konsum von Produkten, für deren Herstellung wiederum Energie, Wasser und andere Ressourcen verbraucht wurden, nicht eingerechnet. Hier sagt Weller allerdings mit Verweis auf die EcoTopTen-Studien des Öko-Instituts, dass durchschnittlich fast drei Viertel der Gesamtumweltbelastung für die dort betrachteten Geräte (u.a. Waschmaschine, PKW, Fahrrad, Heizung, Fernsehgeräte) der Nutzungsphase zugeschrieben werden können.

Bleiben wir beim „Konsum“ – wie sehen hier die Umweltbezüge im Sinne der regulativen Ideen nachhaltiger Entwicklung aus? Die tatsächlichen Umweltwirkungen z.B. des Wäschewaschens hängen von einer Reihe unterschiedlicher Faktoren ab, auf die die NutzerIn der Waschmaschine unterschiedlich viel Einfluss hat:

- *Effekte durch die Produktion und den Transport des Gerätes* (nur indirekter Einfluss durch Kaufverhalten, abhängig von Markt)
- *Effekte der vor- und nachgeschaltete Infrastrukturen* (z.T. Einfluss, etwa bei der Frage, ob der Strom von einem Öko-

strom-Anbieter bezogen wird, z.T. überhaupt kein Einfluss, etwa bei der Frage, wie das Abwasser geklärt wird)

- *Strom- und Wasserverbrauch des Gerätes* (Einfluss durch a. Kaufverhalten (indirekt) und b. die Art der Verwendung des Gerätes, z.B. Programmwahl, Beladung, Art des Waschmittels)
- *Nutzungsdauer, Entsorgung* (z.T. Einfluss, aber auch abhängig von externen Faktoren)
- *Entscheidungen über umfassendere Alternativen im Bereich Wasch-Praktiken*, z.B. gemeinschaftliche Nutzung, Trockner vs. Wäscheleine usw.

Auch dort, wo NutzerInnen Einfluss haben, etwa bei der Frage, welche Waschmaschine gekauft wird, ist dies nicht allein eine Frage individueller Entscheidungen, sondern zum einen auch eine Frage von ökonomischen Ressourcen (Was kann ich mir leisten?) und vorhandenem Wissen/Einstellungen (Ist der NutzerIn bekannt *und* wichtig, dass Wäschewaschen Umwelteffekte hat?), zum anderen aber auch eine Frage des Angebots (Welche Geräte stehen überhaupt faktisch zur Verfügung?) und der Kommunikation (Ist klar, welche Geräte ökologisch sinnvoller sind als andere?).

III. Ein analytisches Raster, um Praxistheorie und Umweltverhalten zusammenzubringen

Die am Schluss des zweiten Teils geäußerten Überlegungen laufen auf ein Raster hinaus, in das soziale Praktiken (aber auch Aggregate sozialer Praktiken) einsortiert werden können. Dieses Raster – bzw. diese Kreuztabelle – ist dreidimensional.

Die erste Dimension „Konsequenzen“ (bzw. „Nachhaltigkeit“) betrifft die tatsächlichen Umweltwirkungen: Wie nachhaltig ist eine bestimmte Praktik, absolut gesehen bzw. im Vergleich zu möglichen

Alternativen? Eigentlich müssten hier zwei Aspekte unterschieden werden: die Wirkungsrichtung und die Wirkungsstärke. Auch hierzu ließe sich viel an weiteren Überlegungen ausführen (wie lässt sich das am besten messen), darum soll es jetzt aber nicht gehen.

Die zweite Dimension der „Intentionen“ bezieht sich auf das mit der Praktik verbundene Wissen bzw. auf die diskursive und letztlich normative Rahmung dieser Praktik, d.h. auf intentionale Nachhaltigkeit bzw. auf das, was klassischerweise „Umweltbewusstsein“ genannt wird. Während die erste Dimension die Praktik selbst in den Blick nimmt, hängt die zweite Dimension von den an der Praktik partizipierenden AkteurInnen ab. Im einfachsten Fall heißt das, die Intentionen eines Menschen, der die Praktik anstößt und zusammen mit weiteren „Agenten“ ausführt, zu berücksichtigen. Wenn es dagegen um Aggregate von Praktiken geht, oder auch, wenn nichtmenschlichen Akteuren ein starker Handlungswille zugeordnet wird, ist die Frage der Intentionalität komplizierter.

Als dritte Dimension – „Potenzialität“ (bzw. „Spielraum“) – schließlich lassen sich die Möglichkeitsräume erfassen, unter denen eine Praktik steht und in denen diese stattfindet. Das heißt, es geht um Fragen wie die, wie einfach oder schwierig es wäre, alternative Praktiken zu wählen, oder auch darum, wie abhängig eine Praktik von externen Akteuren und von Ressourcen ist.

Selbst für den Fall, dass diese drei Dimensionen jeweils nur dichotomisiert werden, entsteht so ein dreidimensionaler Würfel mit acht unterschiedlichen Feldern, in die Praktiken, Teilpraktiken oder Aggregate von Praktiken wie Lebensstile, Milieus, Personen, Institutionen oder Projekte eingeordnet werden können (Abb. 1).

Je nach Fragestellung können allerdings auch einzelne Seiten des Würfels bereits interessant sein. So kann es beispielsweise, um über Veränderungspotenziale für Nachhaltigkeit nachzudenken, hilfreich sein, die Intentionalität auszublenden und einfach nur die Kreuztabelle Nachhaltigkeit x Spielraum zu betrachten.

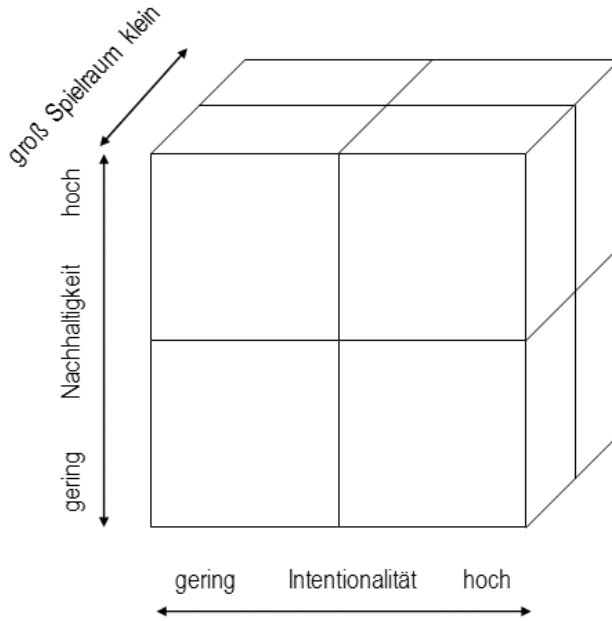


Abb. 1 – Analysewürfel aus Nachhaltigkeit x Intentionalität x Spielraum

Um das Ganze zu illustrieren, kann nochmal das Beispiel Wäschewaschen herangezogen werden. Mit Spielraum meine ich hier jeweils die individuelle Verfügbarkeit von Ressourcen (könnte aber auch stärker auf die Ersetzbarkeit von Praktiken bezogen werden). Typische subjektiv und objektiv mehr oder weniger nachhaltige Wäschewaschpraktiken (vgl. dazu auch Shove 2002) könnten dann zum Beispiel so aussehen:

Relativ große Möglichkeitsspielräume

- *hohe Nachhaltigkeit, hohe Intentionalität, viele Ressourcen verfügbar*: Kauf und Nutzung einer neuen Waschmaschine, die besonders wenig Strom und Wasser verbraucht, Betrieb mit solarerhitztem Heißwasser und genau dosiertem Öko-

Waschmittel, Trocknung der Wäsche in der Sonne, weil es besser für die Umwelt ist.

- *hohe Nachhaltigkeit, geringe Intentionalität, viele Ressourcen verfügbar*: Kauf und Nutzung einer neuen Waschmaschine, die vom Hersteller als besonders gut angepriesen wird (und wenig Wasser und Strom verbraucht, was aber für den Kauf irrelevant ist); Trocknung der Wäsche in der Sonne, weil das schon immer so gemacht wurde.
- *geringe Nachhaltigkeit, hohe Intentionalität, viele Ressourcen verfügbar*: Kauf und Nutzung einer neuen, umweltfreundlichen Waschmaschine, die jetzt besonders oft eingesetzt wird; dabei immer viel von dem guten Öko-Waschmittel („schadet ja nichts“).
- *geringe Nachhaltigkeit, geringe Intentionalität, viele Ressourcen verfügbar*: Kauf und Nutzung einer gebrauchten Waschmaschine mit hohem Wasser- und Stromverbrauch, häufiger Betrieb mit billigstem Waschmittel, schlecht ausgelastet (Motiv: „Billig ist gut, Geld lieber für anderes verwenden“).

Stark eingeschränkte Möglichkeitsspielräume

- *hohe Nachhaltigkeit, hohe Intentionalität, wenig Ressourcen verfügbar*: Kauf einer gebrauchten Waschmaschine, ausschlaggebend dabei die Umweltfreundlichkeit, immer voll befüllt, Öko-Waschmittel genau dosiert, Trocknung auf der Wäscheleine, weil besonders umweltfreundlich.
- *hohe Nachhaltigkeit, geringe Intentionalität, wenig Ressourcen verfügbar*: Nutzung einer alten Waschmaschine, aber immer voll befüllt, billiges Waschmittel niedrig dosiert (Motiv: Sparsamkeit), Trocknung auf der Wäscheleine (wg. bewährte Praxis).
- *geringe Nachhaltigkeit, hohe Intentionalität, wenig Ressourcen verfügbar*: Weiterverwendung der alten Waschmaschine

(„die tut's ja auch noch, so muss keine neue produziert werden“) und Überbefüllung der Trommel, worauf der Motor bald den Geist aufgibt und ersetzt werden muss.

- *geringe Nachhaltigkeit, geringe Intentionalität, wenig Ressourcen verfügbar*: Nutzung einer alten, schlecht ausgelasteten Waschmaschine, billigstes Waschmittel, Verwendung des 90°-Programms, günstiger gebrauchter Trockner mit hohem Energieverbrauch.

An diesen Beispielen wird zum einen noch einmal die Abhängigkeit nachhaltiger Praktiken von Ressourcen sichtbar, zum anderen aber auch, dass materiell identische Praktiken auf ganz unterschiedliche Wissensbezüge/diskursive Rahmungen bezogen sein können. Damit ist klar, dass bezogen auf ihre Wirkung nachhaltige Praktiken nicht unbedingt auch mit der Intention „Nachhaltigkeit“ versehen sein müssen. Insofern Milieus durch typische Bündel sozialer Praktiken charakterisiert werden können, lassen sich damit auch diese mehr oder weniger² genau in diesen Würfel einordnen. Wer andersherum Nachhaltigkeit umsetzen möchte, muss damit in unterschiedlichen Milieus ganz unterschiedliche Ansatzpunkte nutzen (vgl. etwa Kleinhüchelkotten 2005).

In der Darstellung oben wurde die Dimension „Spielraum“ mit den verfügbaren Ressourcen einzelner Personen bzw. typischer Milieus gleichgesetzt. Indirekt wurden damit die Veränderungshürden einzelner Praktiken in den Blick genommen. Neben den explizit genannten finanziellen Ressourcen (Kann jemand es sich leisten, eine neue Waschmaschine zu kaufen?), die in ihrer Wirkung wiederum subjektiv zu betrachten sind (Sieht jemand eher die einmaligen Anschaffungskosten oder die laufenden Stromkosten?) gehört dazu auch kul-

² Mehr oder weniger genau insofern, als nicht alle Praktiken milieuidentifizierend sind, und auch generell nicht unbedingt mehr von ganzheitlichen Lebensstilen ausgegangen wird (Reusswig 1994). Pöferl et al. (1997) haben sich den Zusammenhang von Milieus und „Umweltmentalitäten“ angeschaut und kommen nur für die Umweltmentalität „Persönliches Entwicklungsprojekt“ zu einer klaren Milieuzuordnung.

turelle Ressourcen im Sinne von Wissen über Möglichkeiten und Grenzen (Bsp. Öko-Waschmittel) oder auch im Sinne impliziten, mit eingeschliffenen Praktiken verbundenen Wissens (z.B. Wäsche auf der Leine trocknen) sowie die Frage, was für Praktiken in einem bestimmten Kollektiv sozial akzeptiert sind (Bsp. Sauberkeitsnormen).

Um das Wäschewaschen nachhaltiger zu machen, sind damit nicht nur je nach Milieu und Situation unterschiedliche Strategien sinnvoll; auch die Delegation von Nachhaltigkeit an nichtmenschliche Akteure bzw. vor- und nachgelagerte Infrastrukturen – also beispielsweise die Einführung hoher Standards für den erlaubten Energie- und Wasserverbrauch neuer Waschmaschinen bzw. die Art, wie Strom produziert oder Abwasser geklärt wird – ist notwendig, aber nicht in jedem Fall an etablierte Praktiken anschlussfähig.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brand, Karl-Werner / Jochum, Georg (2000): *Der deutsche Diskurs zu nachhaltiger Entwicklung*. MPS-Texte 1/2000, München: Münchener Projektgruppe für Sozialforschung e.V.

Brand, Karl-Werner / Kropp, Cordula (2004): „Naturverständnisse in der Soziologie“, in Dieter Rink, Monika Wächter (Hrsg.): *Naturverständnisse in der Nachhaltigkeitsforschung*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 103–139.

Brundtland-Kommission (1987): *Our Common Future: World Commission on Environment and Development*. Oxford University Press.

Catton, William R. / Dunlap, Riley E. (1979): „Environmental Sociology“, in *Annual Review of Sociology*, 5 (1979), S. 243–273.

Flaig, Berthold Bodo / Meyer, Thomas / Ueltzhöffer, Jörg (1993): *Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation*. Bonn: Dietz.

Giddens, Anthony (1992): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt/New York: Campus.

Hörning, Karl H. (2001): *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Hörning, Karl H. (2004): „Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem“, in ders. / Reuter, Julia (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: Transcript, S. 19–39.

Kleinhüchelkotten, Silke (2005): *Suffizienz und Lebensstile. Ansätze für eine milieuorientierte Nachhaltigkeitskommunikation*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.

Luks, Fred (2002): *Nachhaltigkeit*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Michael, Mike (2000): *Reconnecting Culture, Technology and Nature: From Society to Heterogeneity*. London: Routledge.

Poferl, Angelika / Schilling, Karin / Brand, Karl-Werner (1997): *Umweltbewußtsein und Alltagshandeln. Eine empirische Untersuchung sozial-kultureller Orientierungen*. Hrsg. vom Umweltbundesamt. Opladen: Leske+Budrich.

Reckwitz, Andreas (2003): „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive“, in *Zeitschrift für Soziologie*, 32. Jg., H. 4, S. 282–301.

Reusswig, Fritz (1994): *Lebensstile und Ökologie. Gesellschaftliche Pluralisierung und alltagsökologische Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Energiebereichs*. Frankfurt am Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Shove, Elizabeth (2002): *Sustainability, system innovation and the laundry*. Lancaster: Lancaster University, Dept. of Sociology. Elektronisches Dokument, URL: <http://www.comp.lancs.ac.uk/sociology/papers/Shove-Sustainability-System-Innovation.pdf>, Abruf Jan. 2008.

Shove, Elizabeth / Watson, Matthew / Hand, Martin / Ingram, Jack (2007): *The Design of Everyday Life*. Oxford/New York: Berg.

Umweltbundesamt (Hrsg.) (2002): *Nachhaltige Entwicklung in Deutschland. Die Zukunft dauerhaft umweltgerecht gestalten*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Warde, Alan (2005): „Consumption and Theories of Practice“, in *Journal of Consumer Culture*, vol. 5, no. 2, pp. 131–153.

Weller, Ines (2008): „Konsum im Wandel in Richtung Nachhaltigkeit? Forschungsergebnisse und -perspektiven“, in Hellmuth Lange (Hrsg.): *Nachhaltigkeit als radikaler Wandel. Die Quadratur des Kreises?* Wiesbaden: VS.

Wieser, Matthias (2004): „Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten“, in Hörning, Karl H. / Reuter, Julia (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: Transcript, S. 92–107.

Wuppertal Institut (Hrsg.) (2005): *Fair Future. Begrenzte Ressourcen und globale Gerechtigkeit*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Lizenzausgabe, C.H. Beck, München).

Netz, Medien und digitales Leben

Das Medium vollendeter parasozialer Interaktion

26. Mai 2013 – Digitales Leben, Soziologisch gesehen

Wenn nun das „Problem“ von Twitter und Co. nicht die (zu harten) Leserkommentare wären, sondern die Vortauschung von Gesellschaft, Nähe ...?

J.S.

Das passt ganz gut zu dem, was in der Medienpsychologie als parasoziale Interaktion bekannt ist (ich verlinke auf die englische Wikipedia, weil der Artikel mal wieder deutlich besser als sein deutschsprachiges Pendant ist). Mir ist dieser Begriff im Studium begegnet, als es darum ging, was Menschen mit Fernsehserien machen.

Parasoziale Interaktion beschreibt etwas, was auf den ersten Blick wie eine soziale Interaktion aussieht: zwei Personen handeln in wechselseitigem Bezug aufeinander. Parasozial ist es deshalb, weil dieses Handeln einseitig stattfindet. Auf der einen Seite steht eine reale Person, die das Gefühl hat, mit einer zweiten, fiktiven Person – z.B. einem Charakter in einer Fernsehserie oder dem Medienbild einer *celebrity* – sozial zu interagieren. Sie verfolgt das Leben der fiktiven Person, fiebert mit, lernt ihn oder sie kennen, kurz, die reale baut über die Zeit eine emotionale Bindung zur fiktiven Person auf. Diese bleibt allerdings notgedrungen einseitig; der Fernsehbildschirm wirkt als Einwegspiegel im sozialen Handeln.

Der Erfolg von seriellen Formaten im Fernsehen, aber auch von Talkshows und Reality-Formaten hat einiges mit dieser menschlichen Fähigkeit zu tun, parasozial zu interagieren. Und weil das auch die ProduzentInnen dieser Formate wissen, sind diese vielfach darauf ausgelegt, den Eindruck sozialer Interaktion zu verstärken.

Parasoziale Interaktion muss jetzt kein pathologischer Befund sein. Vielmehr ist sie relative Normalität in einer massenmedialen Gesellschaft. Auch wer bei einer Fernsehserie mitfiebert, und dabei so handelt, als ob es tatsächlich um die eigenen Bekannten gehen würde, die da gerade zu sehen sind, tut dies zumeist im Bewusstsein der Fiktionalität. Es geht – wenn ich mich an die Literatur aus meinem Studium richtig erinnere – darum, entweder um ein Substitut für fehlende alltägliche Beziehungen oder zum Teil auch um eine Möglichkeit, sozial zu interagieren und den Aufbau von Bindungen einzuüben.

Und ich sprach bewusst von einer menschlichen Fähigkeit: Die deutschsprachige Wikipedia verweist darauf, dass auch das Gebet als eine Form parasozialer Interaktion verstanden werden kann. Ähnliches gilt meines Erachtens für die Immersion in literarische Formate – ein Buch nicht wegzulegen zu können hat oft auch etwas damit zu tun, dass eben eine parasoziale Beziehung zur Hauptfigur des Buches aufgebaut wird. Soweit mal allgemein zu diesem Konzept.

Interessant finde ich nun die Frage, was bei der Nutzung sozialer Medien wie Facebook und Twitter geschieht. Dazu gibt es, der Gedanke ist naheliegend, inzwischen eine ganze Reihe wissenschaftlicher Studien. Ich will diese Studien an dieser Stelle ignorieren (zum Glück gilt für Blogposts kein wissenschaftlicher Anspruch), und meinen Gedankengang dazu in fünf Schritten skizzieren.

1. Alltägliche soziale Interaktionen können (dann streng genommen als Kommunikation) auch durch technische Medien vermittelt stattfinden. Der Unterschied zwischen direktem Gespräch, Telefonat, Skype-Gespräch, EMail-Austausch, Chat, SMS und aufeinander bezogenen Tweets ist ein gradueller, wenn zwischen den beiden handelnden Personen eine soziale Beziehung besteht. Demnach kann ein Tweet ein Element einer beidseitigen, echten sozialen Interaktion sein – zumindest dann, wenn Interaktionen nicht auf realräumliche Kontakte beschränkt werden.

2. Die aus dem Fernsehen bekannten Berühmtheiten – egal, ob es SportlerInnen, Fernsehstars oder PolitikerInnen sind – haben in sozialen Medien zumeist extrem asymmetrische Follower-Followed-Zahlen: viele Leute – bis hin zu Millionen – interessieren sich dafür, was die Person A macht, aber die Person A wird nur ganz wenigen davon folgen, wenn sie es denn überhaupt tut (und der Account nicht eh von einem Büro bearbeitet wird).

Auf Twitter ist das beim Blick auf die Profile sofort klar. Auf Facebook sind Beziehungen eigentlich bidirektional; faktisch sind sie es auch dort nicht, sondern werden mit verschiedenen Mitteln asymmetrisiert – dadurch, dass ein privates und ein öffentliches Profil genutzt werden, oder dadurch, dass statt einem Personenaccount eine Seite – der gefolgt werden kann, ohne zurück zu folgen – verwendet wird. Tweets dieser *Personae* entsprechen dem klassischen Material parasozialer Interaktion: A lässt uns am Mittagessen teilhaben, an fußballerischen Emotionen, berichtet, was A gerade tut, meint oder wo sie sich befindet. Wir, die wir A folgen, geraten schnell in die Illusion, eine persönliche Beziehung zu A aufgebaut zu haben – parasoziale Interaktion *at its best*.

3. Twitter, Facebook etc. produzieren nun eine doppelte Vermischung (und unterscheiden sich, vermute ich, jeweils darin, wie dieses Mischungsverhältnis spezifisch ausfällt). Die erste Vermischung ist eine zwischen sozialen und parasozialen Beziehungen. Ein Indiz dafür, dass es sich um eine parasoziale Beziehung handelt, sind auf Twitter einseitige Follower-Followed-Verhältnisse: Ich folge A, aber A folgt mir nicht zurück.

In meiner Timeline läuft beides wild durcheinander: Tweets mir tatsächlich bekannter Personen, die sich vielleicht sogar ganz persönlich an mich richten, oder zumindest in einer wie schwammig auch immer definierte soziale Gruppe kontextuiert sind, und Tweets von *personae*, zu denen ich nur in parasozialer Beziehung stehe. Diese Mischung ist recht offensichtlich und macht vielleicht auch den

besonderen Reiz sozialer Medien aus. (Aber letztlich war auch der Griff in den Briefkasten ähnlich: neben Geschäftsbriefen gab es persönliche Post, und ab und zu Post, die so tat, als wäre sie ganz persönlich, die aber in Wahrheit nur Lottoscheine verkaufen wollte ...)

4. Spannender ist die zweite Vermischung. Auf Twitter kann ich auf einen Tweet der Berühmtheit A reagieren, auf Facebook kann ich kommentieren. Dies erlauben nicht nur die Techniken, sondern auch die Praktiken und Konventionen der jeweiligen sozialen Medien: die Einmischung in das Gespräch Dritter ist erlaubt, diese Niedrigschwelligkeit trägt ebenfalls dazu bei, soziale Medien reizvoll zu machen. Jetzt kann allerdings etwas passieren, dass das schöne Sortierschema durcheinander bringt: A kann reagieren. Aus einer Laune heraus, um eine bestimmte Position zu verteidigen, aus echter persönlicher Bekanntheit zwischen A und B oder nur im Sinn einer Beantwortung von Fanpost. Aus der nur imaginierten Interaktion wird damit eine echte Interaktion, die allerdings möglicherweise parasozial bleibt. Die Scheinwelt hat nun plötzlich einen Rückkanal, aber der kommunikative Interaktionsakt kann aus beiden Richtungen sehr unterschiedlich wahrgenommen werden: B folgt der Berühmtheit A. A twittert etwas. B reagiert. A reagiert nun wieder auf B. Für B die Bestätigung, von A wahrgenommen zu werden, also in einer echten sozialen Beziehung zu A zu stehen. Für A dagegen ein Routineakt, um einer bestimmten Rolle gerecht zu werden, um etwas zu vermarkten – B als Person interessiert nicht.

Hier wird es nun schon schwieriger, zwischen sozialen und parasozialen Interaktionen auf Twitter zu unterscheiden. Erst die Wiederholung einer kommunikativen Interaktion A-B-A lässt die Vermutung zu, dass die Beziehung sich von parasozial in Richtung sozial bewegt. Aber eine Spur Unsicherheit bleibt.

5. Als dank Rückkanal vollendetes Medium parasozialer Interaktion beendet Twitter die Bipolarität zwischen sozial und parasozial. Diese

wird ersetzt durch ein Kontinuum von Beziehungen und Interaktionsformen, die von enger sozialer Beziehung/Interaktion über lose soziale Beziehungen bis hin zu gelegentlichen Interaktionen und echter parasozialer Interaktion/Beziehung reichen. In welchem Verhältnis A und B stehen, ist dabei nicht fix, sondern kann sich über die Zeit verändern. Aus der Star-Fan-Beziehung kann bei wiederholter Reaktion über die Zeit hinweg eine lose soziale Beziehung entstehen, die beispielsweise dadurch, dass A nun B folgt, noch verstärkt wird. Sicherheiten gibt es keine – und was für A parasozial bleibt, kann von B längst als weit mehr verstanden werden.

Das erklärt nun, wenn es so stimmt, zwei Dinge: Den harten Realitätsscheck, wenn das Medium gewechselt wird – die leichte, schwellenlose Gruppenzugehörigkeit im Netz läuft bei der Begegnung im realen Raum Gefahr, zu zerschellen; begleitet vom Gefühl, aus dem Netz sozialer Beziehungen zu fallen. Und, zweitens, im Umkehrschluss: Ist es nur auf Twitter so, oder sind nicht – und das geht über *strong and weak ties* hinaus – soziale Beziehungen auch außerhalb sozialer Medien weniger fest und klar definiert, als dies vielleicht gemeinhin den Anschein haben mag? Wer sind unsere parasozialen Interaktionspartner im realen Raum – und wer, glauben wir, steht zu uns in einer sozialen Beziehung, sieht das aber nicht so?

Nicht zuletzt: Wenn dem so ist, und die Grenzen zwischen verschiedenen Formen sozialer Beziehungen fluider werden, was heißt das dann? Lieber paranoid sein, ob es wirklich eine echte soziale Beziehung ist – oder einfach die Parasozialität ausleben, auf die Chance hin, dass aus der parasozialen eine soziale Interaktion wird?

Warum blogge ich das? Letztlich als ausführliche Reaktion auf den eingangs zitierten Tweet. Und mit einigen mal ins Unreine gedachten Gedanken zur Sozialität sozialer Netzwerke.



Eintauchen in den Kaninchenbau

2. November 2021 – Digitales Leben

Überblick: Mark Zuckerberg hat vor einigen Tagen bekanntgegeben, dass *Facebook* in Zukunft *Meta* heißen wird, und in seiner Keynote mächtig Werbung für eine Ausrichtung der Aktivitäten dieser Firma Richtung „Metaversum“ gemacht. Ich nehme das zum Anlass, um über Virtuelle Realitäten zu sprechen – ausgehend von Hank Greens Büchern (*An Absolutely Remarkable Thing* und *A Beautifully Foolish Endeavor*). Dann gucke ich mir an, was es bedeuten könnte, wenn das Metaverse als „Web 3.0“ dargestellt wird. Das geht nicht ohne zwei längliche Exkurse – einmal in die Geschichte des WWW, und einmal in den Kaninchenbau der *Blockchain-* und *NFT-Community*. Am Schluss lande ich bei Matthew Ball, der eine Definition aufstellt, was alles zu so einem Metaversum dazugehört – und bleibe hinsichtlich

des tatsächlichen Bedarfs dann doch, Überraschung, extrem skeptisch.

***A Beautifully Foolish Endeavor*, oder:
Was es braucht, um eine Virtuelle Realität aufzubauen**

In der letzten Woche habe ich zwei Bücher von Hank Green gelesen, das 2018 erschienene *An Absolutely Remarkable Thing* (dt. *Ein wirklich erstaunliches Ding*) und dessen letztes Jahr herausgekommene Fortsetzung *A Beautifully Foolish Endeavor*. Beide sind gut und spannend geschrieben und auf jeden Fall eine Leseempfehlung wert, aber darum geht es mir heute nicht. Vielmehr will ich mal versuchen, aufzuschreiben, was es mit Metaverse und ähnlichen plötzlich in der Welt befindlichen Begriffen auf sich hat. Aber dazu gleich, erst einmal zu Hank Green.

Ich erwähne die Bücher, weil sie – ausgehend von dem Szenario, das plötzlich ein außerirdischer Roboter mitten in Manhattan steht – in wunderbarer Weise die Gesetzmäßigkeiten unserer *Social-Media-Zeit* auseinandernehmen. Denn die erste, die dem Roboter begegnet, ist April May, die Design studiert hat, in einem *Start-up* arbeitet und gerne Influencerin wäre. Und ein großer Teil der Handlung von *An Absolutely Remarkable Thing* zeichnet schlicht nach, mit welchen Mechanismen aus einem ersten kleinen *Youtube*-Video weltweite Aufmerksamkeit wird, wie Medieneinladungen folgen, usw. April May genießt ihren neu gefundenen Ruhm im Licht der Öffentlichkeit.

Dann kippt das Ganze: eine Gegenseite entsteht, eine aus dem Netz gesteuerte Hass-Bewegung der „*Defenders*“, die die USA oder die Erde vor Außerirdischen schützen möchten. Gut geschrieben, alles sehr echt, und mit dem Hauch Satire, der heute notwendig ist, um deutlich zu machen, dass es um ein ernstes Thema geht. Der erste Band endet eher überraschend – ich möchte dem hier nicht vorgreifen. Und der zweite Band widmet sich dann einem anderen Thema. Auch da sei nicht zu viel verraten, aber letztlich geht es um die Frage, was passiert,

wenn die Menschheit eine Möglichkeit bekommt, in virtuelle Räume umzuziehen, die komplett echt wirken, aber alle Möglichkeiten bieten, sie selbst zu gestalten.

Greens Roman ist beileibe nicht das erste Buch, das sich mit den Vor- und Nachteilen virtueller Realität auseinandersetzt. Da ließe sich mit Neal Stephenson's *Snowcrash* und William Gibson's *Neuromancer* eine Linie bis zum *Cyberpunk* der 1980er ziehen. Irgendwo zwischendrin tauchen dann auch Ernest Clines *Ready Player One*, L.X. Becketts *Game-changer* und Stephenson's *Fall; or, Dodge in Hell* auf. Und viele andere.

A *Beautifully Foolish Endeavor* ist aber insofern anders, als es erstens genau den Moment in den Blick nimmt, in dem eine Virtuelle Realität beginnt, äh, Realität zu werden – und weil Green genau hinschaut, was die plattformökonomische Seite eines solchen Unternehmens betrifft. Oder, um das Buch zu zitieren:

“What happens when one person, or a small group of people, motivated primarily by the need to get their stock price to go up, realize that they have the power to program a society?”

Die fiktive Firma im Buch heißt „*Altus*“, ihre Virtuelle Realität „*Altus Space*“ – und ich muss jetzt nochmal zitieren:

“The goal of big American business is to monopolize everything. [...] The goal is to lock every single person into one platform – to own them from sunup to sundown, to know everything about them and monetize their every thought. Altus took that beyond the biggest, sweatiest dream of even the most delusional Silicon Valley billionaires. You didn't even need to leave to sleep! Aside from the frustrating needs of the body, you could live your entire life there. Your home, your work, your learning, your life could be in the Space.”

Klingt erstaunlich wie das, was *Facebook*-Chef Mark Zuckerberg vor ein paar Tagen zu *Facebooks* Metas Ziel, das *Metaverse* zu dominieren, gesagt hat. – *Altus* im Buch verbindet den *Altus Space* mit zwei Dingen (und jetzt muss ich doch etwas spoilern): Erstens ist der *Altus Space* ein

Markt. Es ist zwar alles möglich – aber wer dort eintritt, ist zunächst einmal nackt in einem weißen Raum. Kleidungsstücke? Gegenstände, ein hübscher Hintergrund? Erlebnisse und Spiele, die Möglichkeit, Dinge im Schlaf zu lernen, Pornografie? All das muss gekauft werden. Und es kann nur in einer Währung gekauft werden – „AltaCoin“. Die wiederum gibt es, wenn jemand Dinge im *Altus Space* erstellt und an andere verkauft. Oder indem er oder sie – der zweite Spoiler – über das Gehirnninterface, das den *Altus Space* möglich macht, die Kryptowährung *AltaCoins* schürft. Alles außerhalb des *Altus Space* ist damit plötzlich belanglos, bis auf lästige körperliche Bedürfnisse eben. So viel cooler und spannender als eine Welt, die durch Ungleichheit, Pandemien, eine Klimakatastrophe gekennzeichnet ist.

Science or Fiction?

Was Green hier beschreibt, scheint mir sehr nah dran zu sein an den verschwitzten Träumen der libertärsten *Silicon-Valley*-Millionäre: eine Virtuelle Realität aufbauen, in der alles möglich ist – und alles Mögliche gekauft und verkauft werden kann. Wenn dann noch eine eigene Währung dazukommt, und damit die totale Kontrolle über diesen Markt – dann ... Profit!

Zum Glück gibt es einen entscheidenden Unterschied zwischen den Plänen von Zuckerberg und Co. und dem *Altus Space*. Der wird durch ein außerirdisches Gehirnninterface möglich gemacht, das den Traumzustand dafür nutzt, absolut realistisch erscheinende Welten darzustellen. Sozusagen programmierte und steuerbare Träume. ~~Facebook~~ *Meta* dagegen kämpft mit der Begrenztheit der verfügbaren VR-Technik. Die ist eindrucksvoll – aktuelle Computerspiele auf entsprechend stromfressenden Grafikkarten zeigen, was möglich ist, und VR-Brillen haben eine gewisse Coolness. Aber sie schalten den Körper nicht ab, und wir sind noch längst nicht an dem Punkt, an dem irgendwer dauerhaft in einer 3D-Grafik-Welt leben möchte.

Dennoch scheint mir der *Altus Space* das Ziel zu sein, auf das Zuckerberg et al. hinarbeiten. Und zwar idealerweise in der monopolisierten Fassung, in der „Meta“ und „Metaverse“ 1:1 gesetzt werden. Und das halbwegs konsequent – jedenfalls passt dazu, dass der VR-Headset-Hersteller *Oculus VR* von ~~Facebook~~ (bereits 2014) *Meta* aufgekauft wurde. Gleiches gilt für den VR-Spielehersteller *Beat*. Zu einer ordentlichen allumfassenden Plattform gehören möglichst weitreichende *social graphs*, also kauft ~~Facebook~~ *Meta* sowohl *WhatsApp* (2014) als auch *Instagram* (2012). 2019 wurde dann ~~Facebook~~~~Coin~~ ~~Libra~~ ~~Diem~~ vorgestellt, der Versuch, eine ~~Facebook~~ *Meta*-eigene Währung zu etablieren. *Diem* sollte ursprünglich 2020/2021 ausgerollt werden, bisher ist aber unklar, ob, wann und in welcher Form es dazu kommt.¹

~~Facebook~~ *Meta* hat also Nutzer*innen auf diversen Plattformen, den Zugang zu VR-Technologie und plant, eine eigenen Krypto-Währung zu etablieren. Und die anderen großen Konzerne? Die sind gar nicht so anders aufgestellt. *Microsoft* entwickelte VR-Headsets für das US-Militär, hat mit der *Xbox* eine eigene Gamingplattform und mit *MS Teams* ein weitverbreitetes Videokonferenzsystem. Ach ja, und *Minecraft* gehört auch zu *Microsoft*. *Google* *Alphabet* hat mit *Google Glass* als *Augmented-Reality*-Brille und diversen weiteren VR-Tools experimentiert, zudem ist *Youtube* eine der weitverbreitetsten Bewegtbildplattformen. Und *Google Stadia* als Fuß in der *Gaming*-Tür gibt es auch noch. Ebenso hat *Apple* VR-Firmen aufgekauft, setzt zunehmend auf eigene Medieninhalte und in seinem Betriebssystem *iOS* zunehmend auf Tools für *Augmented Reality* bei Mobilgeräten (also beispielsweise einblendbare Maßbänder in die Kameraaufnahmen). Zu den Tochterfirmen von *Amazon* gehört seit 2014 die Videospielplattform *Twitch*, zudem investiert *Amazon* in eigene Medienproduktionen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Wer möchte, kann hier Firmen sehen, die sich bestmöglich darauf vorbereiten wollen, beim Schritt in die nächste Entwicklungsstufe

¹ Update 10.03.2022: laut *FT* wurde *Diem* im Januar 2022 von ~~Facebook~~ *Meta* an eine Bank verkauft und gilt als Fehlschlag ...

des Internet ganz vorne mit dabei zu sein. Allerdings ist dieses Bild selektiv – beispielsweise investiert *Google* auch in Breitbandzugänge und Energieproduktion, *Amazon* wie *Google* setzen auf *Home-Automation*, alle haben eigene *Machine-Learning*- und *AI*-Forschung usw. Insofern mag es richtiger sein, das als ein Offenhalten von breiten Möglichkeiten zu deuten.

~~Facebook~~ *Meta* dagegen hat sich am weitesten aus dem Fenster gelehnt mit der bereits angesprochenen Keynote von Zuckerberg, die so klingt, als wollte sich ~~Facebook~~ *Meta* ganz vorne an die Bewegung hin zu einer Virtuellen Realität setzen. Offen bleibt, wozu eigentlich – doch bevor ich dazu komme, ein genauerer Blick auf die Werkzeuge. Und dafür scheint mir ein kleiner Blick zurück in die Internetgeschichte hilfreich zu sein.

Mein Three-Letter Acronym, dein Three-Letter Acronym: eine kurze Geschichte des WWW

Die Geschichte des Internets lässt sich lang und breit erzählen. Die Kurzfassung: in den 1960er Jahren gab es erste Versuche (im akademischen wie militärischen Bereich), Daten direkt zwischen Computern zu übertragen. In den 1970er Jahren wurden dafür standardisierte Protokolle entwickelt, insbesondere das Protokoll TCP/IP erlaubte es, verschiedene lokale Netzwerke miteinander zu vernetzen – dazu braucht es Adressen für jeden teilnehmenden Rechner und Anweisungen, wie Daten von einem zum anderen Rechner kommen sollen. Vereinfacht gesagt bildet TCP/IP weiterhin die technische Grundlage des heutigen globalen Internets.

Bis zu den 1990er Jahren ging es vor allem darum, Mails und Daten zwischen Rechnern auszutauschen. Dazu wurden Services wie das FTP (*File Transfer Protocol*) oder *Gopher* (eine menügestützte Oberfläche, um Daten auszutauschen) entwickelt. Neben der Wissenschaft, dem Militär und einigen Firmen (mit ihren teilweise eigenen Standards) interessierte sich nur eine kleine Hobby-Bastler*innen-

Szene für diese Möglichkeiten. Das Bild der *Hacker*in* entstand. Der breiten Bevölkerung vertraut waren eher dezidierte Netzwerke wie Bildschirmtext oder etwas später *AOL*.

Das Web 1.0 betritt die Bühne

Mit dem *Web 1.0* änderte sich das Mitte der 1990er Jahre: Das *World Wide Web* (WWW) betrat die Bühne. Jede*r, der oder die einen an das Internet angeschlossene Rechner betrieb, konnte nun einen „Webserver“ aufsetzen, also einen Service laufen lassen, der auf Abfragen für das *Hypertext Transfer Protocol* reagierte und Webseiten anzeigte. Damit diese auch gefunden wurden, wurde das „DNS“ aufgesetzt, also das *Domain Name System* – die inzwischen völlig selbstverständliche Möglichkeit, bestimmte Rechner nicht über IP-Adressen (127.0.0.1), sondern über Namen und Verzeichnisstrukturen anzusprechen (also [www.][westermayer.de][index.html]).

Die Webseiten des *Web 1.0* waren zumeist statische Texte, in der Auszeichnungssprache HTML beschrieben. Sie waren – das neue – mit Links untereinander verbunden, und wurden bald über Kataloge (*Lycos*, *Altavista*, ...) und wenig später auch über Suchmaschinen (Auftritt *Google*) erfasst. Wer sich ein paar Grundelemente HTML beibrachte, für wenig Geld eine *Domain* und *Webspace* kaufte oder bei zum Beispiel einer Universität (oder einem Anbieter wie *Geocities*) ein privates Verzeichnis bekam, konnte nun mitspielen und selbst eine Website ins Netz stellen. Layout wurde über Tabellen gestaltet, beliebt waren kleine blinkende GIFs und bunte Farben.

Die Browser-Kriege begannen: der kostenfreie *Netscape Navigator*, der Urahn des heutigen *Mozilla Firefox*. Der *Internet Explorer*, mit dem *Microsoft* versuchte, in diesem Spiel dabei zu sein. Und auf der anderen Seite zeigte *Open-Source-Software* (*Apache*), dass ein Betrieb von Webservern ohne hohe Zugangshürden möglich war.

Zusammengefasst: das *Web 1.0* war gekennzeichnet durch relativ niedrige Hürden. Fast alles war kostenlos oder frei, nur für den Zugang zum

Internet via Telefonleitung, später dann DSL, musste gezahlt werden. Oft war in diesen Verträgen sogar *Webspace* dabei (t-online.de/home/xyz). Andere experimentierten auf dem *Webspace* von Universitäten. Das Wissen, um eine halbwegs ansprechende *Website* zu bauen, war frei verfügbar. Die eigene Homepage stand in den Suchergebnissen möglicherweise vor den *Websites* der Medienkonzerne. Wer Interessantes zu sagen hatte, und sich HTML zutraute, konnte das ins Netz stellen.

Vom Boom zur Selbstverständlichkeit: Web 2.0

In den 2000er Jahren stellte sich heraus, dass das Netz auch ein Markt sein konnte. Die erste Internetblase „*Dotcom-Boom*“ wuchs und implodierte dann irgendwann. Einige der damals entstandenen Firmen gibt es weiterhin – *eBay* beispielsweise.

Zugleich wurde aus dem *Web 1.0* das *Web 2.0*. Das zeichnete sich dadurch aus, dass die statischen Seiten durch Dynamik ersetzt wurden, und dass nach und nach Standards für Multimedia, Video usw. etabliert wurden. Statt jede *Webseite* von Hand (oder in den inzwischen verfügbaren HTML-Editoren) zu schreiben, wurde auf kleine Programme gesetzt, die auf dem Webserver aus Textschnipseln dynamisch die abgerufene Seite generierten. Das war die Geburtsstunde der *Blogs*, aber auch der ersten *Social-Media*-Anbieter. Eigene Inhalte in das *Web 2.0* zu packen, wurde komplizierter. Bald war es einfacher, Plattformen wie *Twitter* oder *Facebook* zu nutzen, statt umständlich eigene Seiten aufzusetzen oder Software wie *WordPress* auf dem eigenen *Webspace* zu installieren.

Die Ansprüche an Gestaltung und Inhalt wuchsen. Zudem etablierten sich erste Bezahlmöglichkeiten – die Übermittlung von Kreditkartendaten, später Plattformen wie *PayPal*. Medienkonzerne erfanden die *Paywall* und stellten ihre Inhalte nicht mehr frei ins Netz. *Google* war nicht mehr nur Suchmaschine, sondern vor allem auch Werbevermittler. E-Kommerz entstand und wurde zu einer Selbstverständlichkeit, die *Amazon* groß machte.

Das *Web 2.0* ist also im Prinzip das *World Wide Web*, wie wir es heute kennen. Zusammen mit immer schnelleren und günstigeren Breitbandverbindungen ist es inzwischen ein Netz, in dem Audio und Bewegtbild eine große Rolle spielen. Fast alles, was auf einem einzelnen Computer gemacht werden kann, ist auch „in der Cloud“ möglich, also die Bedienung von Programmen und Datenspeichern auf irgendwo liegenden Servern über ein Webinterface.

Zudem kam Anfang der 2000er Jahre die ersten netztauglichen Mobiltelefone (Standard „WAP“) auf den Markt, 2007 etablierte das *iPhone* dann die Glasplatte fast ohne weitere Bedienelemente als das Kennzeichen des *Smartphones*, das dann auch den einfachen Zugang zu allem, was das *Web 2.0* zu bieten hatte, darstellte.

Hier sind wir jetzt. Das Netz ist dominiert durch einige wenige Anbieter, die bestimmte Elemente nahezu monopolisieren. Wer eigene Inhalte ins Netz stellen will, kann zwar theoretisch weiter die eigene Website bauen, wird aber in der Praxis Videos bei *Youtube* oder *Tiktok*, Fotos auf einer der entsprechenden *Clouds* oder bei *Instagram*, Audio bei einer der *Podcasting*-Plattformen oder bei einem der *Streamer* – und das, was früher die eigene *Homepage* ausmachte, jetzt bei *Facebook*, *Instagram* oder *Twitter* abladen. Und – Zauberwort Monetarisierung – durch die Einblendung von Werbung in *Youtube*-Videos kann damit Geld verdient werden. Die wenigen, deren *Youtube*-Kanäle richtig populär sind, verdienen damit sogar richtig viel Geld.

Unser heutiges *Web 2.0* ist ein Netz der Ungleichzeitigkeit. Manches ist weiter frei zugänglich, anderes muss bezahlt werden, drittes wird indirekt über Werbevermarktung bezahlt. Es gibt keine zentrale Kontrolle, aber eine weitgreifende rechtliche Regulierung (die es inzwischen fast unmöglich macht, die Inhalte kleinerer US-Zeitungen aus Europa zu lesen). Es gibt *Geoblocking*, also an die Lokalität gekoppelte Zugriffserlaubnisse oder -verbote. Und es gibt die bekannten Plattformen, die bestimmte Teilbereiche des Netzes nahezu kontrollieren.

Aus der – wahlweise – Brecht'schen Radioutopie oder dem kalifornischen Eldorado ist ein Alltagsding geworden, das viele Menschen

schlicht (als weiteres Medium) konsumieren, in dem Geld verdient werden kann, das vielfältig aufgegliedert und stratifiziert ist, und in dem manchmal doch noch der eine oder andere Edelstein entdeckt werden kann.

Vor dem Versionsprung?

Web3* und NFTs – samt Exkurs zur *Blockchain

Das *Web 2.0* ist ein wohlstrukturiertes Chaos, das für jede*n anders aussieht, aber für die meisten von uns zu einem völlig normalen Bestandteil unseres Alltags geworden ist. Damit könnte diese Geschichte am Ende sein. Aber der Versionszählung wohnt ja eine eigene Logik inne. Wenn es ein *Web 1.0* gibt und ein *Web 2.0*, dann muss es auch ein *Web 3.0* geben, und das muss in irgendeiner Hinsicht schöner, besser, schneller, bequemer sein, um sich durchzusetzen. Es sei denn, es wird einfach als automatisches Update eingespielt, und wir haben dann den Salat, den wir dann haben.

Und ja: es gibt ein paar Dinge, die auch beim *Web 2.0* nicht gut gemacht waren, und die dann auch geändert wurden. Beispielsweise betrifft das die fehlende Verschlüsselung der über das Netz transportierten Informationen (u.a. deswegen hat sich HTTPS inzwischen mehr oder weniger als Standard statt HTTP durchgesetzt) oder auch die begrenzte Zahl der IP-Adressen (IPv6 statt IPv4). Aber das sind aus Sicht der Nutzer*innen mehr oder weniger unsichtbare Änderungen an der Infrastruktur.

Daneben haben unterschiedliche Leute Vorstellungen davon entwickelt, was ein ganz grundlegend neues *Web 3.0* sein könnte.

Das semantische Netz

Eine Variante ist das *semantische Netzwerk*, das *Semantic Web*, das auch als *Web 3.0* bezeichnet wird. Die Idee dahinter scheint mir zu sein, HTML um eine semantische – also auf die Bedeutung der Inhalte

zielende – Ebene zu erweitern. Etwas verständlicher finde ich die Bezeichnung *Web of Data* – es geht darum, Informationen über „Dinge“ sinnvoll zu vernetzen. Diese zusätzliche Bedeutungsebene kann dann dazu genutzt werden, zum Beispiel klügere Suchergebnisse zu produzieren, Kontextwissen einzublenden oder – mit einigen Winkelzügen – die Vertrauenswürdigkeit von Informationen festzustellen. Klingt alles nützlich, aber auch etwas akademisch, wenn es um Wissensrepräsentationen, Ontologien und Prädikatenlogik geht. Zudem ist unklar, wie verhindert werden soll, dass falsche Informationen sich durchsetzen – in der Wikipedia geschieht das dadurch, dass viele Augen auf Inhalte sehen und Korrekturen möglich sind. Wer korrigiert die Website, die behauptet, Annalena Baerbock sei die Kanzlerin von Deutschland?

Wenn ich das richtig sehe, haben einige Elemente aus dem *Semantic-Web*-Konzept inzwischen eine gewisse Verbreitung gefunden, beispielsweise die Nutzung von *Unified Resource Identifiers* im Bereich des wissenschaftlichen Veröffentlichens. Aber das *Web 2.0* auf breiter Basis verändert oder gar abgelöst hat dieses Konzept nicht. Und auch Tim Berners-Lees diesbezügliches *Start-up* hat wohl bisher keine große Resonanz erzeugt.

Ethereum und die Web3 Foundation

Variante zwei des *Web 3.0*, oder, wie es hier eher heißt, des *Web3* kommt dagegen aus dem *Blockchain*-Umfeld. Und hier wird es dann richtig kompliziert. Gavin J. Wood ist einer der Gründer von *Ethereum*, er hat die *Web3 Foundation* ins Leben gerufen, die sich auf dezentralisierte Internettechnologie fokussieren soll.

Ethereum ist ein verteiltes quelloffenes System, das es ermöglicht, automatisch Programme („*Smart Contracts*“) gegen Bezahlung „auf der *Blockchain*“ auszuführen. Dabei wird intern eine Kryptowährung (ETH) verwendet, die nach *Bitcoin* inzwischen das zweitgrößte Volumen (300 Mrd. €) aufweist. *Ethereum* legt dabei großen Wert auf Dezentralität. Das Gegenstück zu einer Anwendung im Kontext von

Ethereum ist eine „Dezentrale App“ (*DApp*), die für ihre Ausführung einen *Smart Contract* startet, d.h. etwas zahlt (in ETH) und dafür – ohne weitere Zwischenschritte – ein Programm ausführt.

Dieses Konzept lässt sich noch einmal verallgemeinern, und dann kommt – wenn ich die etwas kryptische Terminologie der *Blockchain*-Szene richtig verstehe – das heraus, was die *Web3-Foundation* als „*Polkadot*“ bezeichnet: ein *scalable heterogenous multi-chain framework*.

„Chain“ bezieht sich in diesem Kontext auf *blockchain*-artige Ansammlungen von Daten. *Polkadot* soll es ermöglichen, verschiedene dieser *Chains*, die unterschiedlichen Standards folgen, miteinander zu koppeln, und das ganze soll dezentral (also ohne zentrale Einrichtung, die zum Beispiel die Gültigkeit von Adressen bestätigt) und „*trustless*“ geschehen. *Trustless* ist ein Kernbegriff aus dem *Blockchain*-Umfeld, der so etwas wie institutionalisiertes Misstrauen bedeutet. Bei jeder Transaktion (also z.B. beim Zugriff auf eine Website) wird erst einmal angenommen, dass es sich um eine Fälschung handelt, die ohne Zugriff auf zentrale Ressourcen zunächst validiert werden muss. Dazu wird dann auf Mehrheitsabstimmungen in Vertrauensnetzwerken o.ä. zurückgegriffen (wenn x verkettete Akteure zurückmelden, dass die Transaktion gültig ist, dann wird angenommen, dass sie gültig ist). „*Scalable*“ schließlich meint, dass das Verfahren unabhängig von der Zahl der Teilnehmenden funktioniert.

Oder, als Versuch, das etwas allgemeinverständlicher zusammenzufassen: *Polkadot* soll ein Protokoll sein, das es erlaubt, sichere Transaktionen jeglicher Art zwischen verschiedenen *Blockchains* zu ermöglichen, ohne auf zentrale Instanzen oder auf Vertrauen angewiesen zu sein. Eine solche *Blockchain* ist das oben genannte *Ethereum*. *Bitcoin* wäre eine andere. *Ethereum* versucht, eine Infrastruktur zu etablieren, die ähnlich der Webinfrastruktur die Ausführung von Anwendungen über ein Netzwerk ermöglicht – allerdings dezentral, *trustless* und in jedem Schritt monetarisiert. *Polkadot* ist dann das Gegenstück zum Internet – ein Stück Protokoll, das *Ethereum* mit

ähnlichen Mechanismen verbindet und Transaktionen über die Grenzen von homogenen *Blockchains* hinweg ermöglichen soll.

NFTs: Einmalige Dinge

Oder, andersherum – Implementationen von *Ethereum* etc. bilden eine Infrastruktur, die es ermöglicht, digitale Gegenstände mit Besitznachweisen zu versehen. Für diese digitalen Gegenstände wurde das Akronym NFT eingeführt. Ein NFT ist ein „*non-fungible token*“, also ein nicht ersetzbares – einmaliges – Objekt.

NFTs erlebten in den letzten Monaten einen gewissen Hype, weil digitale Kunstwerke – teilweise mit künstlerischem Werk, teilweise computergenerierte Serigrafien ohne besonderen Anspruch ... – für teilweise enorm hohe Summen (in ETH) als NFTs verkauft wurden. Genauer gesagt bedeutet ein Verkauf als NFT, dass in einer *Blockchain* gespeichert ist, dass eine bestimmte Person die Rechte an einem bestimmten digitalen Gegenstand hält. „Die Rechte“ ist hier allerdings schwammig. Beispielsweise lassen sich die meisten dieser digitalen Kunstwerke im klassischen *Web 2.0* ganz umsonst betrachten oder sogar per *Screenshot* kopieren. Ihren Einmaligkeitsanspruch haben diese Werke nur im Kontext der entsprechenden Marktplätze.

Neben der aktuellen NFT-Digitalartblase – manche sprechen hier von einem Ponzi-Scheme – kommt NFTs vor allem im Kontext von Computerspielen eine Bedeutung zu, nämlich dann, wenn es darum geht, digitale Gegenstände in einem Spiel zu erwerben und zu handeln.

Hier wären wir dann wieder beim fiktiven *Altus Space* aus der Einleitung: damit die Urheber*innen der ganzen digitalen Dinge in *Altacoin* bezahlt werden, braucht es eine klare Identifikation zwischen Ding, Urheber*in und Besitzer*in, und eine solche Identifikation stellen NFTs dar.

Das Ganze ließe sich, nebenbei, auch durch simple Datenbankeinträge o.ä. lösen, würde dann aber bedeuten, dass Vertrauen in den

Eigentümer der Datenbank da sein muss. Also eigentlich doch eine ganz gute Lösung, um digitale Märkte in einer Welt zu etablieren, in der niemand dem anderen trauen kann? Möglicherweise ja, möglicherweise ist das auch die einzige Anwendung, für die eine *Blockchain* an Stelle einer (verteilten) Datenbank sinnvoll ist.

Exkurs zur Blockchain

Allerdings haben NFTs und alle *blockchain*-basierten Technologien eine Schattenseite, und zwar unabhängig von der aktuellen NFT-Blase.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle nochmals erklären, was eine Blockchain ist. Das ist eine Reihe von verketteten Blöcken, in der Transaktionen gespeichert werden, und die jeweils die Echtheit des vorherigen Blocks bestätigen. Damit ist vom ersten bis zum letzten Block nachvollziehbar, dass die Transaktionen so gespeichert wurden, wie sie zum Speicherzeitpunkt vorlagen. Eine nachträgliche Änderung ist nicht möglich. Damit eine solche massiv dezentral verteilte Kette überall gleich aussieht, braucht es einen Mechanismus, der entscheidet, welcher neue Block an die Kette angehängt wird. Dies darf keine zentrale Instanz sein. Stattdessen wird auf „*Proof of Work*“ gesetzt, d.h. derjenige, der eine immer komplizierte, aber leicht nachzuprüfende Rechenaufgabe als erstes löst, erzeugt den nächsten Block (und erhält dafür eine Belohnung, was den Anreiz setzt, derartige Rechenaufgaben zu lösen – Blöcke/*Bitcoin*/*ETH* zu schürfen).

Die bekannteste *Blockchain*, die Kryptowährung *Bitcoin*, schleppt beispielsweise derzeit über 300 GB an existierenden Blöcken mit sich rum, die jede daran partizipierende *Node* kopieren muss. Erst in der Gesamtheit aller Blöcke lässt sich sicher nachweisen, dass aktuelle Transaktionen nicht gefälscht sind; gleichzeitig gehen dort gespeicherte Informationen nie verloren und können prinzipienbedingt auch nicht gelöscht werden.

Der Pferdefuß – neben der Frage, ob das Insistieren darauf, dass es keine vertrauenswürdigen Institutionen gibt – an *Blockchain*-Technologien ist der oben genannte *Proof of Work* (*Ethereum* scheint irgendwann zu „*Proof of Stake*“ übergehen zu wollen, soweit ich das verstehe, gilt aber auch hier aktuell *Proof of Work*), d.h. das Lösen immer komplizierter werdender Rechenaufgaben, um Transaktionen in Blöcke einzuschließen und damit in der *Blockchain* zu dokumentieren (oder, bei *Ethereum*, um ein als *Smart Contract* bezeichnetes Programm auszuführen).

Das heißt, andersherum: jede Transaktion auf einer *Blockchain* verursacht einen stark über den tatsächlichen Datenaustausch hinausgehenden Rechenaufwand bei einem „*Miner*“. Der Strombedarf steigt mit der Komplexität der Rechnungen. Oder anders gesagt: jeder Erwerb und jeder Verkauf eines NFT produziert CO₂. Manche Künstler*innen versprechen daher, Ausgleichszahlungen zu leisten. Trotzdem dürften *Proof-of-Work-Blockchains* eine der unsinnigsten CO₂-Emissionsquellen auf diesem Planeten sein.

Möglicherweise lässt sich dieses Problem lösen, wenn das Verfahren, mit neue Blöcke generiert werden, von *Proof of Work* umgestellt wird. Solange das aber nicht der Fall ist, hilft es, sich die Faustregel NFT=CO₂ zu merken.

Zurück zum *Web3* und ähnlichen Ideen. Dahinter steckt, wenn ich es richtig verstehe, die Idee, das auch so schon nicht emissionsfreie Internetprotokoll durch eine Infrastruktur zu ersetzen, die jede Transaktion *trustless* dezentral durchführt – und damit zwar extrem fälschungssicher ist, sich gut monetarisieren lässt, aber eben auch dauernd neue Einträge in eine *Blockchain* produziert und damit dauernd neue und steigende Emissionen.

Das scheint mir für eine Technologie, die vielleicht gar nicht benötigt wird, ein recht hoher Aufwand zu sein.²

² Nachtrag (03.11.2021): Mal ganz abgesehen von der Frage, ob die hochgepriesene Möglichkeit, Transaktionen zu überprüfen, in der Praxis eigentlich von irgendwem genutzt wird bzw. genutzt werden kann, oder ob da nicht letztlich ganz viel Vertrauen in den zugrundeliegenden Algorithmus und entsprechende Marktplätze da sein muss.

Web 3.0: willkommen im Metaversum

Die dritte Inkarnation des *World Wide Web* könnte ein semantisches Netzwerk sein, in dem Websites standardisiert mit bedeutungstragenden Zusatzinformationen versehen sind. Sie könnte grundlegend umgestellt werden auf vertrauenslose dezentrale monetarisierte Transaktionen in einer *Blockchain*. Oder sie könnte ein *Metaversum* werden, eine Virtuelle Realität, wie der eingangs vorgestellte *Altus Space*.

Das jedenfalls ist die Zuckerberg'sche Vision, und er steht nicht ganz allein damit. [Kristian Köhnert](#) hat dazu einiges aufgeschrieben. Insbesondere verlinkt er auf die Definition von [Matthew Ball](#). Demnach ist das *Web-3.0-Metaverse* nicht einfach irgendeine virtuelle Realität, ein Computerspiel oder eine digitale Ökonomie (naja, ich würde sagen: *all of the above*), sondern lässt sich durch sieben zentrale Eigenschaften beschreiben:

Es ist (1) persistent; anders als ein Film oder Computerspiel fängt es nicht an und endet, sondern ist da. Es ist (2) synchron/live und (3) ohne Obergrenze bzgl. der gleichzeitigen Zugriffe. Das *Metaverse* stellt (4) eine vollständige Ökonomie dar, d.h. es können Dinge erstellt, verkauft und gekauft werden, und es wird so etwas wie „Arbeit“ geben, die einen von anderen erkennbaren „Wert“ erzeugt. Dann soll das *Metaverse* (5) öffentliche und private Bereiche umfassen und auf digitale und physische Welten ausgreifen (hm, hm). Es soll (6) eine zwischen verschiedenen Welten umfassende Interoperabilität aufweisen (digitale Dinge lassen sich transferieren und sind nicht auf eine bestimmte Umgebung wie *Roblox* oder *Fortnite* bezogen). Und (7) soll es durch eine Vielzahl unterschiedlicher Teilnehmenden und „*Contributors*“ umfassen.

Ball beschreibt als weitere, noch unklare Punkte zudem die Frage, ob es eine übergreifende digitale Identität je Nutzer*in geben soll,

Auf den real existierenden Fall, dass eine *Blockchain* mit einer zentralen Instanz wie der Bundesdruckerei genutzt wird, um ... äh, sicherzustellen, dass die Bundesdruckerei keinen Mist baut? ... will ich gar nicht erst eingehen.

oder ob es (wie im Netz heute mit *Google-Accounts* und *Microsoft-Accounts* und *Facebook-Accounts* ...) parallel verschiedene Identitäten geben soll; und schließlich: wird das *Metaverse* zentral oder dezentral organisiert sein?

Als Nukleus eines solchen *Metaverse* sieht Ball interessanterweise nicht das 2003-Projekt *Second Life*, sondern den Gamehersteller *Epic* und dessen Game *Fortnite*, das heute schon eine massive und gleichzeitig von sehr vielen unterschiedlichen Personen nutzbare Online-Umgebung darstellt. Zudem gehört die *Unreal-Engine* – also relativ einfach zu bedienende Software, um 3D-Objekte zu erstellen – zu *Epic*.

Neben *Epic* nennt Ball *Microsoft (Account Management, clouds, Xbox)*, *Facebook Meta* (siehe oben), *Amazon* (Online-Verkäufe/Käufe, AWS als starke Infrastruktur) und *Google* als mögliche „Erfinder“ des *Metaverse*; *Apple* scheint ihm weniger wahrscheinlich zu sein. Zudem weist er auf *Unity Technologies* hin, die ebenfalls (ähnlich wie *Epic/Unreal*) eine relativ einfach bedienbare 3D-Technologie auf der Markt gebracht haben, mit Fokus v.a. auf Spiele. *Valve/Steam* als sehr große Spielplattform scheint für Ball ebenfalls ein wichtiger *Player* zu sein.

Und auch *Roblox* sollte nicht vergessen werden. Das ist eine heute weit verbreitete Online-Spielelandschaft, in der auch selbst Spiele geschaffen und angeboten werden können. Also im Kern schon so etwas wie eine in eine virtuelle Realität mit Interaktion integrierte Ökonomie, nur bisher nur auf einem Bildschirm und recht ... nun ja, klotzig.

Es gibt also, wie eingangs ja bereits festgestellt, eine ganze Reihe von möglichen Betreibern einer Virtuellen Realität. Falls diese sich auf einen gemeinsamen Stand (Punkt 6 oben) einigen, und dann vielleicht noch Dinge wie NFTs beimischen (Punkt 4, vollständige Ökonomie), könnten diese in der Tat so etwas wie „*Second Life 2.0*“ bauen. Und vielleicht könnte Zuckerberg dann mit Roboter-Avataren in Schwerelosigkeit Karten spielen und gleichzeitig Videoanrufe annehmen, während andere viel Geld – ob € oder ETH – dafür ausgeben, einziger Besitzer eines pink-glitzernden Raketenrollschuhs zu sein, um damit im virtuellen *Home-Office* so richtig angeben zu können.

Wer braucht eine Virtuelle Realität?

Was mich abschließend zu der Frage bringt, wie ich die Chancen dafür einschätze, dass ein VR-World-Wide-Web mit den hier angesprochenen Merkmalen das Web 2.0 ersetzen wird. Kurz: ich bin skeptisch.

Jedenfalls unter der Voraussetzung, dass nicht irgendwer in der Zwischenzeit eine Computer-Gehirn-Schnittstelle oder tragbare Hologrammprojektoren erfindet, die klobige VR-Headsets unnötig macht. Ersteres ist neben Elektroautos und der Erfindung von U-Bahnen eines der Themen, an denen Elon Musks Firmen arbeiten. Letzteres gibt es als (klobige) LED-Ventilatortechnik, aber das ist noch weit weg von der aus SF-Filmen bekannten Variante. So richtig weit ist weder das eine noch das andere.

Was also wäre denkbare Anwendungsfälle für ein Metaverse? Ich kann mir *erstens* sehr gut vorstellen, dass Online-Spielwelten zu einer gemeinsamen Arena zusammenkommen, wobei ich andererseits glaube, dass die von Ball angesprochene Interoperabilität nicht kommen wird. Das hat erstens rechtliche Gründe (Spiel A hat von Franchise B die Rechte an x, y und z gekauft; wenn ein*e Spieler*in damit plötzlich in Spiel B auftaucht, bringt das einiges durcheinander), zweitens technische (auch wenn beide Spiele/Bereiche in Unreal oder Unity programmiert sind, funktionieren sie vermutlich nicht identisch, haben unterschiedliche physikalische Regeln usw.) und drittens glaube ich, dass es wenig Spaß macht, in Minecraft plötzlich mit einem Fortnite-Avatar in einem Disney-Marvel-Superhelden-Fahrzeug mit runden Kurven aufzutauchen. *Just doesn't work.*

Anders sieht es aus, wenn es eine Art gemeinsame Lobby gibt, in der Socializing möglich ist, und von der aus dann gemeinsam durchdesignte Spiele etc. betreten werden können. *Maybe.* Aber ob das Avatare und VR braucht, oder ob es da nicht Diskord und ein Mikro tun, oder im Zweifel Clubhouse oder andere Audio- oder Videokonferenzsysteme?

Der *zweite* aus meiner Sicht halbwegs realistische Anwendungsfall sind (Corona lässt grüßen) sowas wie echtere Videokonferenzen, nennen wir sie holografische Videokonferenzen. Einerseits. Anderer-

seits: ich finde es schon ganz schön anstrengend, mit *Webcam* und Tischmikrofon den ganzen Tag über an Sitzungen teilzunehmen. Ob das mit einem *VR-Headset* besser wird? Hm.³

Drittens: Pornografie. Die braucht allerdings keine übergreifenden Identitäten, keine mitnehmbaren Avatare, und vielleicht auch nicht unbedingt synchrone Live-Zugriffe. Vielleicht doch – das ist dann Sache jedes/jeder Einzelnen.

Als Oberfläche, von der aus 3D-Filme und „*Experiences*“ gelauncht werden können, Anwendungsbeispiel Nummer vier. Möglicherweise. Wobei das dann weniger *Web 3.0* wäre als halt ein Betriebssystem, von dem aus Dinge gestartet werden können.

Fünftens: interaktive Lernsoftware, von virtuellen Klassenräumen bis hin zu erlebbaren Animationen. Klingt attraktiver als *Moodle* und *Wikipedia*. Klingt aber auch extrem viel aufwendiger als *Moodle* und *Wikipedia*. Und bringt dann schnell die Frage mit sich, wer sich das (anfangs) leisten können wird.

Was ich definitiv nicht sehe, egal, wie sehr das seit Gibsons *Neuromancer* (1984) in unseren Köpfen ist: ein *Metaverse*, in dem Leute Mails lesen (die dann eingeblendet werden), Anrufe per Audio oder Video entgegennehmen, von einer Website zur anderen navigieren (indem sie sich mühsam von Ort A nach Ort B bewegen) oder in dem sie die Nachrichten in einer virtuellen Zeitschrift durchscrollen.

Es gibt also bei näherer Betrachtung gar nicht so viele Anwendungen, für die halbwegs realistisch dargestellte Interaktion in einem synchronen virtuellen Raum erstrebenswert sind. Das wäre dann doch ein gewaltiger Schritt zurück von der Abstraktionsleistung, digitale Inhalte auf Fingerdruck überall verfügbar zu haben.

³ Nachtrag (03.11.2021): *Microsoft* hat gestern angekündigt, „*Mesh*“ und „*Teams*“ zu vernetzen und für *Teams* demnächst – irgendwann in 2022 – virtuelle Räume und 2D- und 3D-Avatare einsetzen zu können. Zukünftig sollen dann auch virtuelle Tische etc. dazukommen. Oder, wie es bei *Gizmodo* dazu heißt: “This makes it easier for people to work together either in person or virtually, I guess, although really it just makes it easier to keep your camera off for video calls while your 3D avatar makes interested facial expressions.”

Ein bisschen anders sieht es aus, wenn der eher abstrakte Teil der *Metaverse*-Idee genommen wird: also übertragbare digitale Identitäten (*Google-Account, E-Identity*), eine in Transaktionen eingebaute Monetarisierung bzw. ein in *Web*-Standards verankerter Besitz an digitalen Gegenständen (Profit!). Da kann ich mir vorstellen, dass es zumindest einen massiven Druck geben wird, in diese Richtung zu gehen – ein Stück weiter weg von einem Netz, das gerade dadurch interessant wurde, dass jede*r etwas reinstellen konnte und reinstellen kann.

Oder: die Träume von *Silicon-Valley*-Milliardären sind möglicherweise nicht meine Vorstellungen davon, wie eine Version 2.1 des WWW aussehen könnte.

Warum blogge ich das? Vor allem, um mir selbst mal ein Bild davon zu machen, was hinter der Blockchain-Blase und dem NFT-Hype steckt. Und danke an Felix Schmitt für Hinweise auf Roblox und Neuralink, danke an @publictorsten für Hinweise zur Blockchain und zu IPv6!

Twitterdämmerung

5. November 2022 – Digitales Leben

Nach vierzehn Jahren, in denen Twitter mich begleitet hat – manchmal Zeit geraubt hat, manchmal schneller und näher als andere über Ereignisse informiert hat, manchmal den Tag mit interessanten Essays und Gedanken aufgewertet hat – fühlt sich Twitter jetzt sehr nach Untergang an.

Im April sah es schon einmal so aus, als die ersten Nachrichten zu Elon Musks Kaufabsichten heiß liefen – doch jetzt hat er das tatsächlich umgesetzt. Und prompt begonnen, den milliardenteuren Kauf (nicht sein Geld ...) dazu zu nutzen, um im Rhythmus seiner täglichen Stimmungsschwankungen aus einer halbwegs funktionierenden Plattform (mit ihren eigenen Problemen) ein Geisterhaus zu machen: Rauswurf der Konzernspitze; Entlassungen großer Teile der Belegschaft inklusive Kommunikation, *Content Monitoring*, Ethik-Abteilung und so weiter, dabei zum Teil gegen das Arbeitsrecht nicht nur anderer Staaten, sondern auch einzelner US-Bundesstaaten verstoßend; halbstündlich neue Ankündigungen und öffentliche Nervenzusammenbrüche; halb-gare Pläne, Verifizierungshaken jetzt zu verkaufen; Geschrei darüber, dass böse linke Aktivist*innen die Werbekunden vertreiben, die nicht neben ungefilterten Hasspostings stehen wollen, etc. etc.

Der Niedergang der Plattform geht schneller, als viele das vermutet haben. Das macht sich auch in Nutzerzahlen bemerkbar, bei großen Accounts geht die Zahl der Follower Tag für Tag um einige Prozent runter – Leute, die Twitter verlassen, weil sie auf die Musk-Plattform keine Lust haben.

Auf der anderen Seite ist es vor allem Mastodon, wo Leute hingehen, zum Teil als doppelgleisige Strategie (noch bei Twitter bleiben, aber schon mal anfangen, auf Mastodon-Instanzen ein neues Netzwerk aufzubauen). Unterstützt wird das durch Luca Hammers Fedifinder. Das ist ein kleines Tool, das automatisch durchschaut, wer von den eigenen Followern in seinem/ihrer Profil oder in angehefteten Tweets

Angaben zu Mastodon-Accounts gemacht hat. Die Ergebnisse werden in einer übersichtlichen, nach Mastodon-Instanzen geordneten Liste zusammengestellt und können dort einfach importiert werden. So ist es möglich, einen großen Teil der Menschen wiederzufinden, die überlegen, von Twitter zu Mastodon zu wechseln – sehr hilfreich.

Mastodon selbst ist in der einen oder anderen Hinsicht gewöhnungsbedürftig. Kleiner, nerdiger, teilweise umständlicher – und vom Prinzip dezentral kommunizierender Instanzen, also so wie bei E-Mail, anders und vermutlich zukunftssicherer aufgebaut. Gleichzeitig nimmt damit die Macht der Instanzen-Admins zu – wer eine Instanz betreibt, kann nicht nur mitlesen, was da kommuniziert wird (das ist bei Musk und Twitter-DMs nicht anders), sondern auch von heute auf morgen entscheiden, diese zuzumachen.

Eigentlich würde ich erwarten, dass Medienunternehmen die Gunst der Stunde nutzen und sich als Betreiber interoperabler Plattformen auf Mastodon/Fediverse-Basis profilieren. Bisher macht das allerdings nur Jan Böhmermann, der det.social hochgezogen hat. Wo bleiben die entsprechenden Angebote von *WELT* bzw. *BILD* (igitt, aber müsste aus Springer-Sicht eigentlich logisch sein ...), *ZEIT*, *SZ*, *SPIEGEL* usw.?

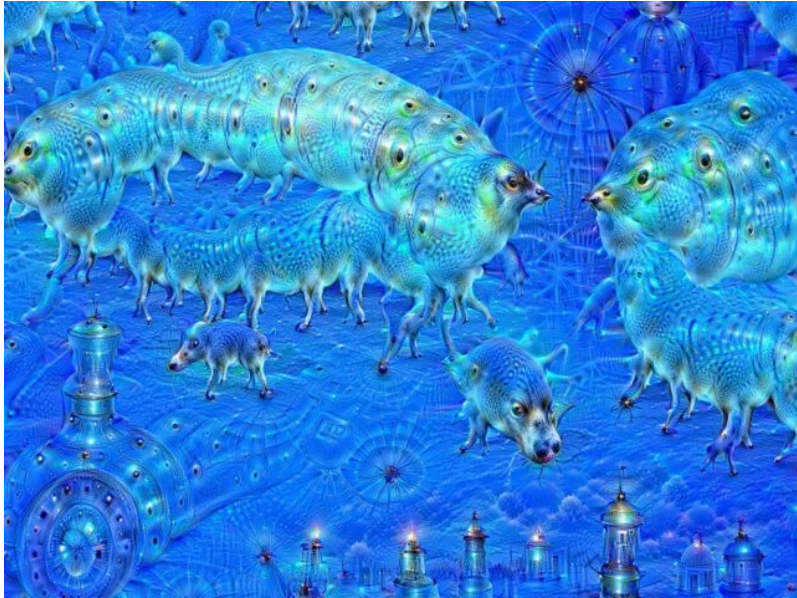
Ich selbst habe mir auf der großen Plattform mastodon.social unter <https://mastodon.social/@tillwe> einen Account angelegt, der bisher vor allem noch Beiträge aus meinem Twitter-Account spiegelt, sich aber nach und nach mit eigenem Leben füllt. Statt der 4000 Leute, die mir auf Twitter folgen, sind's hier erst rund 200, ähnlich sieht es bei den Zahlen derjenigen aus, denen ich folge. Trotzdem passiert einiges – und es gibt deutlich spürbare Wachstumsschmerzen. Technischer Art: Immer mal wieder ist der Server offline, oder es dauert, bis Bilder geladen werden, aber auch kultureller Art: für diejenigen, die immer schon Mastodon als gegenkulturelle Alternative genutzt haben, beginnt mit dem zunehmenden Wechsel von Twitter-Nutzer*innen, die ihre eigene Kultur und ihre eigenen Praktiken mitbringen, eine Art „ewiger September“.

Wo das hinführt – bleibt abzuwarten. Auch mit Blick auf die Frage der Betreiberkosten. Twitter hat es ja geschafft, eine in den letzten Jahren technisch nahezu reibungslose Kommunikationsplattform mit globaler Reichweite zu betreiben. Das geht nicht mal eben so, und das ist nicht billig. Twitter hat sich dabei vor allem über Werbung finanziert, allerdings nicht immer erfolgreich. Und die Folgen einer werbefinanzierungszentrierten Sicht auf z.B. die Einführung neuer Features oder das Pochen auf eine algorithmisch gerankte Timeline waren durchaus nicht nur positiv.

Ob Mastodon-Instanzen über Spenden oder Abo-Modelle finanzierbar sind, oder – wie oben von mir vermutet – zu einem Teil der Community-Strategien von Medienkonzernen werden, die ja technisch problemlos eigene Instanzen aufsetzen könnten, bleibt abzuwarten.

Bis dahin wird Social-Media-Town mehr und mehr zur Geisterstadt. Facebook ist zu großen Teilen nur noch als Geburtstagskalender nutzbar. Xing schaue ich mir einmal im Quartal an – eigentlich könnte ich meinen Account da auch löschen. Flickr ist als persönliches Fotoarchiv besser als als Community. Und dazu kommt jetzt das Geisterhaus Twitter, in dem es spukt, in dem Zombies rumlaufen, das ganz zu verlassen aber auch nicht geht. *You'll never leave ...*

P.S.: Vermutlich hätte ich, wenn ich mehr darüber nachgedacht hätte, doch lieber einen Account bei [gruene.social](#) oder [freiburg.social](#) angelegt als bei der Großinstanz [mastodon.social](#). Theoretisch lässt sich das auch umziehen, praktisch ist's mir grade zu viel Aufwand.



Aurelia aurita, CCO Martin Thoma

Traummaschinen, träumende Maschinen, Maschinenräume

7. Dezember 2022 – *Digitales Leben, Zukunftsvisionen*

Vermutlich wird im Rückblick das Jahr 2022 das Jahr der Künstliche-Intelligenz-verändert-unser-Leben-Essays sein. Und es gibt ein paar Standardformate für diese Essays – das eine ist der komplett von ChatGPT geschriebene Text, das andere die große Technikkritik samt Rauen darüber, was menschliche Kreativität nun wirklich ausmacht, das dritte der Hype-Artikel darüber, dass sich jetzt wirklich alles ändert.

Und ja, ChatGPT und die ganzen anderen generativen Modelle – die Bilderzeugung mit Stable Diffusion, Midjourney oder Dall-E; die Übersetzung mit DeepL – all das fühlt sich schon sehr nach Zukunft an. Als 2007 das iPhone auf den Markt kam, war nicht so ganz klar, dass es den Mobilgerätemarkt komplett umkrempeln würde, das

unter einem Smartphone nicht ein Tastentelefon mit Bildschirm zu verstehen ist, sondern ein universell nutzbarer Computer in einem Softwaregarten, der zur Not auch ein Telefon sein kann. Im Nachhinein betrachtet hat das iPhone massiv etwas verändert. Unser Zugang zur Welt ist ein kleiner schwarzer Bildschirm in der Hosentasche oder Handtasche, egal ob mit iOS oder Android als Betriebssystem. Das ist das Gerät, mit dem wir im Internet unterwegs sind, Fahrkarten kaufen, uns orientieren, die Uhrzeit ablesen, Fitnesswerte speichern und natürlich ständig und überall Fotos und Videos machen.

Für mich fühlt ChatGPT sich ein bisschen so an, als ob damit ein ähnlicher Umbruch verbunden sein könnte. Vielleicht liegt dieses Gefühl auch daran, dass ich mit Siri und Alexa (und erst recht nicht mit Cortana) nie warm geworden bin; was hier noch als OpenAI-Feldversuch und wissenschaftliches Experiment läuft, und noch ziemlich fehleranfällig und gerade stark überlastet ist, könnte unseren Alltag doch ganz erheblich verändern.

Und das schreibe ich, obwohl ich weiß, dass ChatGPT (und OpenAI als Firma dahinter, und auf maschinellem Lernen basierende Sprachmodelle) mit erheblichen Problemen verbunden sind. Das eine sind die einem solchen Modell inhärenten Beschränkungen, dazu unten mehr. Das andere ist schlicht die Tatsache, dass die gigantischen Datensätze für generative AI auch mit einem gigantischen Stromverbrauch verbunden sind, und dass allen Anstrengungen zum Trotz diese Datensätze erhebliche ethische Fragen aufwerfen. Das reicht von Urheberrechtsdebatten – was passiert, wenn eine bildgenerierende AI sich an vorhandenen Bildern orientiert, und die Ähnlichkeit in der Rekombination allzu deutlich wird – bis hin zum erheblichen Problem des Bias in den Daten. Eine AI, die aufgrund der im Internet der letzten fünf Jahre verfügbaren Texte Sprechen gelernt hat, wird – gelinde gesagt – ein seltsames Weltbild haben und das auch reproduzieren. – Trotz dieses Wissens bin ich von dem, was ChatGPT kann, positiv überrascht.

ChatGPT: ein Sprachspielgenerator

Und zumindest im Feldversuchsinterface wird sehr deutlich darauf hingewiesen, dass manche Antworten gefährlich sein können, dass ein Sprachmodell nicht über echtes Wissen verfügt, und dass es durchaus auch vorkommen kann, dass Antworten falsch sind. Was ChatGPT kann: Texte generieren und natürlichsprachliche Fragen beantworten. Dabei kommt das Sprachmodell nicht nur mit Englisch klar – das dürfte den größten Teil des Trainingsdatensatzes ausmachen – sondern kann beispielsweise auch ganz passabel auf Deutsch kommunizieren. Ich vermute, dass das für die meisten im Netz verbreiteten Sprachen gilt. Und ebenso „beherrscht“ ChatGPT eine ganze Reihe von Programmiersprachen.

Es liegt nahe, eine Maschine wie ChatGPT zu vermenschlichen. Letztlich passiert hier aber nichts anderes, als das in einer sehr großen Textmenge nach Mustern gesucht und in dem dadurch aufgespannten Raum nahe Punkte miteinander verbunden werden. Was dabei herauskommt, klingt so, als würde ChatGPT einen verstehen – aber das konnte in ganz begrenzter Weise auch schon ELIZA.

Dass ChatGPT nicht über Weltwissen verfügt, sondern über Verknüpfungen in einem Datenraum rechnet, führt manchmal zu seltsamen Fehlschlüssen. Dieses Modell kann nicht wirklich rechnen (genauso, wie eine der größten Herausforderungen für Stable Diffusion etc. darin besteht, Hände mit fünf – und nicht mit drei oder sechs – Fingern zu generieren). Und manchmal werden naheliegende Fakten vertauscht. Oder Schlussfolgerungen gezogen, die in gewisser Weise kluge Fehler sind – wie sie, Achtung, da vermenschliche ich dann doch schon wieder – auch Kinder in ihrer Entwicklung machen.

Die erste Antwort – auf die Frage, wie „Finger“ auf Latein genannt werden – stimmt so halbwegs. „Digiti“ ist tatsächlich der lateinische Begriff dafür, ob die Herleitung von „digirere“ so stimmt, kann ich nicht beurteilen.

Interessant wird es bei der zweiten Frage: wie hängen „digitus“ und „digital“ miteinander zusammen? Und da reimt sich ChatGPT dann

einen erheblichen Blödsinn zusammen und behauptet, dass wir von „digital“ sprechen, weil Tastaturen und Touchscreens mit dem Finger bedient werden. In Wirklichkeit geht es dabei darum, dass es um (an den Fingern) abzählbare konkrete und unterscheidbare Zahlen geht.

Trotzdem klingt das, was ChatGPT da fabuliert, plausibel. Relativ wortreich und klug klingend wird also etwas behauptet, was so nicht stimmt – manche haben ChatGPT deswegen auch als „bullshit machine“ oder als „digitalen mansplainer“ bezeichnet. Das geht bis hin zur Erfindung von Referenzen – die aussehen wie echte wissenschaftliche Arbeiten und Zitaternachweise, aber schlicht nicht existieren. Immerhin: die Form wurde beachtet.



Wie werden Finger auf Latein genannt?



Auf Latein werden Finger "digiti" genannt. Dieses Wort kommt vom lateinischen Verb "digerere", was so viel wie "teilen" oder "unterscheiden" bedeutet. Der Begriff "digiti" wurde vermutlich gewählt, weil die Finger beim Greifen und Tasten nach Objekten eine wichtige Rolle spielen und dazu beitragen, die verschiedenen Gegenstände voneinander zu unterscheiden. Im Plural werden die Finger auf Latein "digiti" genannt.



Hat das etwas mit digital zu tun?



Ja, das Wort "digital" stammt vom lateinischen Wort "digiti" ab, was so viel wie "Finger" bedeutet. Das Wort "digital" wird verwendet, um Dinge zu beschreiben, die mit dem Finger oder den Fingern zu tun haben, zum Beispiel beim Tippen auf einer Tastatur oder beim Bedienen eines Touchscreens. In der heutigen Zeit wird das Wort "digital" jedoch auch verwendet, um Dinge zu beschreiben, die mit der Digitaltechnologie zu tun haben, zum Beispiel beim Speichern von Daten in digitalen Formaten oder bei der Verarbeitung von Informationen durch digitale Systeme. In diesem Zusammenhang hat das Wort "digital" also noch immer eine Verbindung zum Finger, da der Finger beim Bedienen digitaler Geräte eine wichtige Rolle spielt.



Ein zweites Beispiel: Die Erfindung der im Meer lebenden Familie der Dornhai-Ameisenigel. Achtung – da steckt sehr viel Unsinn drin!

Etwas freundlicher ließe sich von träumenden Maschinen sprechen. Nicht umsonst heißt eines der ersten Bildverarbeitungsnetzwerke

DeepDream – und auch die Ergebnisse der neusten Bildgenerierungssysteme wirken manchmal noch so, als ob da Träume mitgeschnitten würden. Da, wo ChatGPT nicht an Fakten gebunden ist, kommen dann tatsächlich erstaunliche Ergebnisse heraus (wie hier auf den Prompt: „Tell me a story about space pirates.“ hin).

Nebenbei: das Ganze ist ja probabilistisch – insofern führt jeder neue Versuch unter diesem Prompt auch zu einer neuen Geschichte. Gleichzeitig lassen sich Muster erkennen, die immer wieder auftauchen. Etwas unfreundlicher gesagt: Klischees, auch literarische Klischees, die munter reproduziert werden.

Träumende Maschinen – schauen wir uns das mal an

Aber fragen wir ChatGPT selbst:

TW: Von was träumt ein Sprachmodell?

ChatGPT: Ein Sprachmodell ist kein lebendes Wesen und deshalb kann es nicht träumen. Sprachmodelle sind computergestützte Systeme, die darauf ausgelegt sind, natürliche Sprache zu verarbeiten und zu verstehen. Sie sind nicht in der Lage, Gedanken oder Träume zu haben. Stattdessen konzentrieren sie sich auf die Aufgabe, die ihnen von den Programmierern gegeben wurde, wie zum Beispiel das Beantworten von Fragen oder das Übersetzen von Texten.

TW: Und von was träumen Androiden?

ChatGPT: Androide sind künstliche Intelligenzen, die in der fiktionalen Welt oft menschenähnlich dargestellt werden. In der realen Welt gibt es zwar auch künstliche Intelligenzen, die menschenähnlich aussehen, jedoch sind diese nicht in der Lage, Gedanken oder Träume zu haben, da sie nicht wie lebende Wesen funktionieren. Androide sind lediglich Programme, die auf bestimmte Aufgaben trainiert wurden und sich auf diese konzentrieren, ohne die Fähigkeit zu haben, Gedanken oder Träume zu produzieren.

TW: Was sagt Philip K. Dick dazu?

ChatGPT: Ich bin leider nicht in der Lage, Aussagen von Philip K. Dick zu recherchieren, da ich nur über begrenztes Wissen verfüge und keinen Zugang zu weiteren Informationen habe. Philip K. Dick war ein Science-Fiction-Autor, der viele Werke über künstliche Intelligenzen und Androide geschrieben hat. Ob er speziell zum Thema Träume von künstlichen Intelligenzen oder Androiden geschrieben hat, kann ich leider nicht sagen.

TW: Welche Bücher hat er geschrieben?

ChatGPT: Philip K. Dick war ein sehr produktiver Autor und hat viele Bücher veröffentlicht. Einige seiner bekanntesten Werke sind „Do Androids Dream of Electric Sheep?“, „The Man in the High Castle“, „Ubik“, „A Scanner Darkly“ und „VALIS“. Er hat auch zahlreiche Kurzgeschichten und Artikel geschrieben. Seine Werke sind bekannt für ihre futuristischen Themen und ihre Erkundung von Themen wie künstliche Intelligenzen, Androide, Identität und Realität.

TW: Und, träumen Androiden von elektrischen Schafen?

ChatGPT: In Philip K. Dick's Roman „Do Androids Dream of Electric Sheep?“ wird die Frage gestellt, ob Androiden träumen können. In dem Buch sind Androiden künstliche Intelligenzen, die menschenähnlich sind und oft für illegale Zwecke missbraucht werden. Die Frage, ob sie träumen können, wird im Buch nicht direkt beantwortet und bleibt ein Mysterium. In der realen Welt gibt es keine Androiden, die träumen können, da sie nicht wie lebende Wesen funktionieren und nicht über die Fähigkeit verfügen, Gedanken oder Träume zu produzieren.

TW: Was sind elektrische Schafe eigentlich?

ChatGPT: In Philip K. Dick's Roman „Do Androids Dream of Electric Sheep?“ sind elektrische Schafe künstliche Tiere, die von Menschen gehalten werden, um die Auswirkungen einer Katastrophe auf die Tierwelt auszugleichen. In der fiktionalen Welt des Buches haben viele

Menschen elektrische Schafe statt echter Schafe, da die meisten echten Schafe aufgrund der Katastrophe ausgestorben sind. Elektrische Schafe sind also künstliche Tiere, die wie echte Schafe aussehen und sich auch so verhalten, aber nicht echt sind. In der realen Welt gibt es keine elektrischen Schafe.

TW: Halten Menschen in der echten Welt oft Schafe?

ChatGPT: In der realen Welt halten viele Menschen Schafe als Nutztiere. Schafe werden oft gehalten, um Wolle, Fleisch und Milch zu produzieren. Sie sind auch als Haustiere beliebt, vor allem auf Bauernhöfen und in ländlichen Gebieten. Die Zahl der Schafe, die von Menschen gehalten werden, variiert jedoch je nach Region und Land. In manchen Teilen der Welt sind Schafe seltener als in anderen. In der fiktionalen Welt von Philip K. Dick's Roman „Do Androids Dream of Electric Sheep?“ sind die meisten echten Schafe aufgrund einer Katastrophe ausgestorben, weshalb viele Menschen stattdessen elektrische Schafe halten.

Drei Beobachtungen zu diesem kurzen Austausch (der zehn oder zwanzig Minuten in Anspruch genommen hat, weil ChatGPT teilweise recht lange für Antworten brauchte und häufiger Fehlermeldungen produzierte, die erst in zweitem oder dritten Anlauf behoben werden konnten).

Erstens: Was ich wirklich erstaunlich finde, ist die ziemlich gute Treffsicherheit bei indirekten Referenzen – „er“, „dazu“ etc. werden korrekt auf die vorherigen Fragen und Antworten bezogen. Und der Titel „Do Androids Dream of Electric Sheep?“ wird auch in der deutschen Übersetzung erkannt. Zudem führt ChatGPT die vorher besprochenen Themen mit – es geht hier um KI und Androiden, deswegen tauchen diese auch in der Antwort auf die Frage nach den Werken von Dick auf. Und bei der letzten Frage nach Schafen in der realen Welt wird auch noch einmal eine Aussage zu Dick getroffen.

Das Mitführen der Referenzen und der vorherigen Texte führt allerdings auch dazu, dass ChatGPT im Lauf eines Gesprächs zunehmend

länger braucht und irgendwann keine Antworten mehr kommen. Da scheint irgendwas exponentiell komplizierter zu werden.

Zweitens: Zumindest ChatGPT ist so programmiert, dass es sehr zurückhaltend wird, wenn diesem System (oder hier allgemeiner: Sprachmodellen) menschliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Die erste Antwort ist typisch für eine Antwort, in der ChatGPT auf seine Begrenzungen hinweist. Auch wird sehr klar zwischen Aussagen über fiktionale Welten und über die reale Welt unterschieden. Soweit ich das beurteilen kann, stimmen die Aussagen über Dicks Roman. Die Aussagen zur realen Welt werden meist unter Vorbehalt formuliert, siehe letzte Antwort zur Schafhaltung – „viele“, „oft“, „in manchen Teilen der Welt“ usw. Das führt zu einer gewissen Schwammigkeit; ChatGPT legt sich selten wirklich fest. Und wenn, dann passieren manchmal subtile Fehler.

Drittens: Die Antworten sind alle etwas gleich lang und haben einen ähnlichen Aufbau. Manche Phrasen wiederholen sich in längeren Austauschen. ChatGPT beherrscht unterschiedliche Sprachmuster (z.B. Tweets, englischsprachige Gedichte, erzählte Geschichten, Faktenwissen); innerhalb dieser Formen bleibt es aber recht monoton. Mit der Zeit erinnert das an Fahrstuhlmusik (andere sprechen von medikalen Hausarbeiten).

Maschinenträume: Wozu das Ganze?

Ich habe eingangs davon gesprochen, dass ich das Gefühl habe, das mit ChatGPT und ähnlichen Modellen ein technologischer Umbruch verbunden sein könnte. Insbesondere kann ich mir vorstellen, dass Sprachmodelle – wie das mit bildgenerierenden Verfahren heute schon der Fall ist – recht bald in die Toolleiste von Textverarbeitungsprogrammen Einzug halten werden. Einem ChatGPT ein paar Fakten hinzuwerfen, um einen langweiligen Absatz zu formulieren, oder eine Zusammenfassung zu entwerfen, oder einen Text etwas zu verschönern, ihn zu übersetzen oder in einen anderen Register zu bringen – das kann

ich mir sehr gut vorstellen. Das würde dann einen Teil der kreativen Berufe deutlich verändern – Routinetexte wie der gerne als Beispiel genommene Bericht über das Fußballspiel der Lokalmannschaft lassen sich automatisch erstellen. Zugleich verändert sich die Vorstellung dessen, was Kreativität ist – Fotos machen kann heute jede*r, aber gute Fotos brauchen trotzdem handwerkliches Können und eine gestalterische Idee. Da könnte sich in den nächsten Jahren etwas verschieben. Bis hin zu der Vorstellung, dass reine Unterhaltung ohne größeren Anspruch – Modell Heftchenromane – auf Knopfdruck geschrieben werden kann.

Noch etwas weitergedreht: natürlich braucht es dann auch Tools, um (computergenerierte) Texte zu lesen und zusammenzufassen. Und möglicherweise verschiebt sich damit dann auch zum Beispiel die Wertigkeit von Textgenerierung in Schul- oder Uniaufgaben. Einen Text schreiben kann jede*r, ihn auf Richtigkeit und Stringenz kontrollieren und unter mehreren Vorschlägen das passende auszuwählen, ist ein Skill.

Ganz ähnlich könnte ein Einsatz im IT-Bereich aussehen, GitHub Copilot geht heute schon in diese Richtung: in Echtzeit Vorschläge dafür zu machen, wie bestimmte Funktionen aussehen könnten. Auch hier im besten Fall eine Entlastung von Routinetätigkeiten – im *worst case* eine extreme Abwertung von Programmertätigkeiten.

Zudem könnte das durchaus ein Interface sein, um sich natürlichsprachlich zu unterhalten und gegebenenfalls auch Programme zu schreiben. Also so, wie das mit dem Computer in Star Trek geschieht. Dazu müsste aber sichergestellt werden, dass keine falschen, fast richtigen oder einfach nur erfundenen Antworten gegeben werden. Bisherige Chatbots sind meist nicht wirklich in der Lage, irgendwie sinnvoll zu agieren. Das könnte hier anders sein, wenn entsprechende Kontrollen eingezogen werden – und wenn das Sprachmodell jenseits einer Sandbox agieren kann, also Zugriff zum Beispiel auf die Uhrzeit hat, im Internet aktiv recherchieren kann oder Einträge in einer Datenbank ändern kann. Insofern sehe ich hier eher noch keine

direkte Konkurrenz zu Suchmaschinen, sondern eher einen Layer über diesen, eine Art Benutzeroberfläche für Menschen, die keine Lust auf technische Details haben.

Noch etwas spekulativer: Systeme wie ChatGPT könnten zu einer kommunikativen Zwischenschicht werden, die nicht nur zwischen Sprachen, sondern auch zwischen Sprachregistern übersetzt – je nach individuellem Wunsch und Gepflogenheit. Eine vulgär dahingeworfene englischsprachige Mail wird bei der Empfängerin ausgesucht höfliches Chinesisch, ein komplizierter Blogbeitrag wird zu einer kurzen Bullet-Point-Präsentation zusammengefasst, und die semi-automatisierten Mitteilungen des Finanzamts werden endlich verständlich, bekommen vielleicht sogar die Möglichkeit, bei Unklarheiten kurz beim Computer nachzufragen und sich Dinge erklären zu lassen.

Mir fällt dazu Neal Stephenson's *The Diamond Age: Or, a Young Lady's Illustrated Primer* ein – neben ganz unterschiedlichen und miteinander nicht so richtigen Lebensstilen taucht dort auch der im Titel enthaltene interaktive Tutor auf, der eine Art selbstlernendes Lehrbuch ist. Eine Art Wikipedia, die auf das Vorwissen und Verständnis der Nutzer*in zugeschnitten ist – das könnte eine Vision dafür sein, wohin die Reise mit ChatGPT und ähnlichen Modellen geht.



Projekte und die Mitte

27. August 2023 – Digitales Leben, Politik und Gesellschaft

Man kann sich auch auf Mastodon wunderbar in die Haare kriegen. Und manchmal ist das sogar produktiv. Beispielsweise ist das Ergebnis einer solchen Posting-Schlacht gestern, dass ich seitdem darüber nachdenke, wie das mit Projekten und der Mitte ist, und ob der Mainstream sich umleiten lässt.

Oberflächlich ging's in der Debatte um soziale Netzwerke. Unabhängig davon kann ich dazu empfehlen, was Dejan Mihajlović heute Morgen zu sozialen Netzwerken zwischen Demokratie und Dienstleistung geschrieben hat. Das hat allerdings nur tangential mit dem zu tun, um was es mir geht. Nämlich um die Frage, wie im weitesten Sinne „linke“ Netzwerkprojekte mit Inklusion und Exklusion umgehen. Und diese Frage geht weit über soziale Netzwerke und Open-Source-Digitalprojekte hinaus.

Mir scheint es hier zwei Herangehensweisen zu geben, die – zumindest in ihren Extremen gedacht – nicht, zumindest nur schlecht miteinander zu vereinbaren sind. Und ich bin mir nicht sicher, ob allen immer klar ist, in welchem dieser Modi sie gerade unterwegs sind.

Projekte

Die eine Herangehensweise ist das „Projekt“. Projekt meint hier eine Abkapselung von der „bösen“ Welt da draußen. Die Menschen, die an einem Projekt teilnehmen, ähneln sich in bestimmten, zentralen Kategorien. Insbesondere teilen sie bestimmte Werte, und gehen zudem oft davon aus, dass diese Werte allgemeingültig sein sollten. Sie ähneln sich zudem oft soziodemografisch – haben also beispielsweise einen ähnlichen Bildungshintergrund, einen bestimmten sozialen Status. (Paradoxerweise gilt dies insbesondere oft auch für Projekte, die Diversität besonders groß schreiben ...)

Nicht jedes Projekt zieht dieselbe Sorte Menschen an, und nicht jedes zieht dieselben Grenzen. Allen gemeinsam ist aber ein klares Bewusstsein, dass bestimmte Regeln zur „Identität“ des Projektes dazu gehören. Es gibt eine gewisse etablierte Kultur, und wer dabei sein will, hält sich gefälligst daran. „Wir machen das hier so“ – und natürlich gibt es dafür gute, ja meist sogar sehr gute Gründe, die allen, die dabei sein wollen, ausführlich erklärt werden. „Wir machen das hier so“ ist ein Teil der Grenzziehung. Wer es anders macht, der gehört nicht dazu – und das wird teilweise implizit, teilweise sehr explizit verdeutlicht.

In dieser Allgemeinheit kann sowohl der, sagen wir, selbstorganisierte Umsonstladen, das autonome Kulturzentrum oder die Baugemeinschaft als Projekt bezeichnet werden wie auch viele politische Vereine – über Parteien rede ich jetzt mal nicht – oder eben, um den Bogen zum digitalen Raum zu schlagen – auch die von einem Verein betriebene Fediverse-Instanz, der Chaos-Computer-Club-Ableger oder in gewisser Weise sogar das eine oder andere Open-Source-Projekt.

Mitte-Orientierung

Herangehensweise Nummer zwei habe ich mal „Mitte“ getauft (ob das eine gute Bezeichnung ist, darüber lässt sich natürlich streiten). Was ich damit meine, ist der Versuch, Plattformen, Politiken, Räume so auszurichten, dass die Hürden, daran teilzunehmen, für möglichst alle gering sind. Niederschwelligkeit wird als Wert beschrieben.¹

Sich daran zu orientieren, dass „alle“ dabei sein können, und eben nicht nur die, die aus demselben Milieu kommen, oder die denselben (technischen) Hintergrund haben – was das bedeutet, lässt sich plausibler machen, wenn konkrete Beispiele gewählt werden.

Wenn ich davon spreche, die Zivilgesellschaft zu beteiligen, denke ich an ehrenamtlich Engagierte, an die Flüchtlingshilfe oder die Tafelläden. Ich denke da nicht zuerst an den Sportverein, das technische Hilfswerk

¹ Und weil das schnell zu dieser Debatte führt, ein Exkurs dazu: die Gestaltung von User Interfaces ist bei großen kommerziellen Softwareprodukten etwas, in das sehr viel Zeit und Geld gesteckt wird, bis hin zu A/B Tests für bestimmte Optionen. Das führt im Idealfall dazu, dass die Nutzung komplett hürdenlos möglich ist. Die Nutzererfahrung bei Apple steht da sprichwörtlich. Und ich glaube, ein guter Teil des Reizes von Bluesky – jenseits von FOMO und begrenzter Einladungspolitik – besteht in der Hoffnung, dort auf eine soziale Plattform zu stoßen, die im doppelten Sinne einfach benutzbar ist: ohne große Hürden, ohne Auswahl von Apps, Instanzen, Protokollen usw. einfach loszulegen, und sie bedienen, ohne groß darüber nachzudenken, was da passiert.

Ich mag Mastodon. Aber einfach in diesem Sinne ist Mastodon, ist das Fediverse nicht. Da hilft es auch nichts, haarklein zu erklären, warum das technisch gesehen alles total einfach ist und warum auch anderswo Hürden bestehen. Letztlich zählt der Eindruck, die gemachte Erfahrung. Und die ist bei vielen, die Mastodon mal ausprobieren, eben nicht „einfach loslegen“, sondern komplizierter. Und ich würde behaupten, dass ähnliches z.B. für Linux auf dem Desktop gilt. Alles, wo ich erst mal im Handbuch (in der Online-Dokumentation, der man-Page) nachgucken muss, wie etwas geht, ist nicht hürdenlos in dem Sinne, um den es mir hier geht ...

Und als Exkurs im Exkurs: das viele Geld, das bei kommerziellen Vorhaben in User Interfaces und die User Experience gesteckt wird, führt nicht in allen Fällen zu schwellenlosen Produkten in diesem Sinne. Und im schlimmsten, leider gar nicht so seltenen Fall ist ein großer Teil der Optimierung der User Experience eine Optimierung im Sinne von „möglichst viel Werbung anzeigen“ und „Nutzer*innen dazu bringen, auf die falschen Knöpfe zu drücken“ (*dark pattern*). Das finde ich nicht gut, gehört aber zu diesem Thema dazu.

Soweit der Exkurs. Zurück zur Mitteorientierung von Projekten.

oder den Jagdverband. Meine Aussagen zur Zivilgesellschaft sollten allerdings auch dann noch passen, wenn ich letztere einsetze.

Als Test für zum Beispiel soziale Netzwerke (oder Umsonstläden und Hausprojekte), wenn die Orientierung an Niederschwelligkeit da ist: gehört zu „alle“ auch der*die typische CDU-Wähler*in? Konservatives Wertemuster, eher älter, mittlere Bildung, Einfamilienhäuschen im Grünen mit gepflegtem Rasen, zwei Autos in der Garage und Affinität zum Dialekt?

Wie muss eine Software, ein soziales Engagement, eine Politik gestaltet sein, die sich an „alle“ richtet, die auch für diesen Personenkreis niederschwellig akzeptier- und nutzbar ist? Welche Kompromisse können gemacht werden – und wo clasht eine Orientierung an der Mitte, an allen mit eigenen Wertvorstellungen?

Ein typisches Beispiel für einen solchen Clash könnte bei Mastodon die Kultur sein, relativ oft und weitreichend „Content Warnings“ zu verwenden (über Pronomen, Gender-Sternchen und ähnliches will ich gar nicht reden). Oder die abfälligen Bemerkungen über „Schmunzeltwitter“. Wie sieht's mit Fleischkonsum aus – und wie vehement wird der bekämpft?

Um das deutlich zu sagen: mir geht es hier nicht darum, zum Beispiel Alltagsrassismen zu akzeptieren. Und mir geht es auch nicht darum, in vorseilendem Gehorsam eine Plattform, ein soziales Engagement oder eine Politik an den imaginierten Werten und Vorstellungen einer „Mitte“ auszurichten. Vor allem deswegen nicht, weil diese oft viel weiter ist, als „wir“ uns das vorstellen. Die deutsche Normalität ist nicht mehr in den 1980er Jahren zu finden.²

² Da ließe sich jetzt ein zweiter Exkurs zum Thema Mainstream anschließen: die Rechten jammern über die „links-grüne Hegemonie“. Aus linksgrüner Sicht ist es nicht weit her mit dieser. Trotzdem wird deutlich, dass die mediale Herstellung von Öffentlichkeit und das als „normal“ akzeptierte Werte- und Erfahrungsmuster etwas sind, das beweglich und fluide ist. Über Rauchverbote in Züge und Kneipen wurde erbittert gestritten. Heute sind sie normal. Möglicherweise sind autofreie Wohngebiete oder vegetarische Standardoptionen – Ikea macht's vor – bald ebenso normal. Der Mainstream fließt zwar träge, aber er fließt, und er lässt sich verschieben und umleiten.

Projekte und Mitte-Orientierung doch zusammendenken?

Ich bin damit eingestiegen, dass ich „Projekt“ und eine Orientierung an der „Mitte“ als zwei gegensätzliche Pole dargestellt habe. Das stimmt, und es stimmt nicht so ganz. Vielleicht ist es klüger, sich das als ein Kontinuum vorzustellen. Auf der einen Seite stehen sehr individualistische Projekte, die aus wenigen Personen bestehen. Vielleicht sogar sowas wie eine Beziehung, eine Familie. Hier ist sehr klar, wer dazugehört und wer nicht, und es gibt überhaupt keinen Anspruch, offen für alle zu sein.

Auf der anderen Seite stehen Organisationen und Systeme, die z.B. qua Grundgesetz für alle nutzbar sein müssen, und denen dementsprechend daran gelegen sein muss, so gestaltet zu sein, dass alle mitmachen können, egal, welches Milieu und welche Werte gelebt werden. Groß gedacht gehören Verwaltungen ganz klar auf diesen Pol, und auch Polizei und Feuerwehr (wobei diese beiden möglicherweise in Wirklichkeit eher in der Mitte des Kontinuums stehen ...). Und kommerzielle Systeme, die den Wunsch haben, ihre Nutzer*innen-Zahl zu maximieren, landen ebenfalls auf dieser Seite des Kontinuums.

Alles andere liegt irgendwo dazwischen. Und sollte sich halt klar darüber sein, wo. Zu welchem Grad eine Offenheit für „alle“ da ist, und wo dann doch Grenzen gezogen werden. Welche kulturellen, technischen, praktischen Hürden und Grenzziehungen existieren, und welche davon zu Identitätsbildung verwendet werden.

Klar ist allerdings auch: je mehr sich etwas auf der Seite „Mitte-Orientierung“ (oder „niederschwellige Nutzbarkeit für alle“) verortet, desto wichtiger wird die Frage, wie Konflikte gelöst werden, wer auf was für einer Grundlage Entscheidungen trifft – und dass zum Selbstverständnis eben auch gehören muss, aufeinanderprallende unterschiedliche Welten auszuhalten und diskursiv damit umzugehen.

Mein Medienmenü 2024

18. Januar 2024 – Analoges Leben, Digitales Leben



Kathrin Passig lässt uns im Technik-tagebuch an ihrem Medienmenü und an den im Lauf der letzten zwölf Jahre stattgefundenen Verschiebungen teilhaben. Interessant, finde ich, und nehme mir gleich mal mein eigenes Büffet vor:

Bücher zur Unterhaltung habe ich in den letzten Jahren fast nur noch digital gelesen, auch aus Mangel an Stellplatz. Fast nur noch, weil es ein paar Ausnahmen gibt: einige Autor*innen (insbesondere Kim Stanley

Robinson, Cory Doctorow und Neal Stephenson fallen mir hier ein), die ich „in Papier“, naja, sammle, und außerdem gerne zur Hand habe, um sie zum Beispiel meinen Kindern ganz zufällig nahebringen zu können. Dann habe ich eine Reihe deutschsprachige Romane in Papierform auf meinem Stapel ungelesener Bücher (und ein paar tatsächlich gelesen) – das hat, glaube ich, vor allem etwas damit zu tun, dass hier die E-Books preislich meist fast genauso teuer sind wie die Papierbücher. Und damit, dass eine ganze Reihe davon Bücher sind, die mir geschenkt wurden. Dann gibt es noch ein paar wenige Taschenbücher, die ich gekauft habe, weil mir beim Warten an irgendwelchen Bahnhöfen langweilig war. Volle Regale, volle Stapel zu lesender Bücher, aber alles wäre noch schlimmer, wenn die digitalen Bücher (zugegebenermaßen auf einem Kindle) auch sichtbar wären.

Bücher, um etwas zu lernen sind – schwierig. Die kaufe ich tatsächlich lieber in Papier, vielleicht, weil das dann doch eher noch den Anreiz gibt, mal reinzuschauen, statt sie in der langen „Ungelesen“-Liste zu vergessen. Ähnlich Museumskataloge. Bei Sachbüchern ist es mit

dem Stapel ungelesener Bücher allerdings noch deutlich schlimmer als bei der Unterhaltungsliteratur. (Bei ganz genauer Hinsicht gibt es auch noch eine Mischkategorie: Sachbücher, die ich nicht lese, weil ich glaube, dass sie irgendwie wichtig und relevant sind, also zur politischen Lage oder zur Klimakatastrophe, sondern weil ich ein gewisses Faible für kuriose Fakten habe. Das klappt mit flott geschriebenen englischsprachigen Büchern meist besser.)

Zeitungen und Zeitschriften: Ich lese – das war vor einigen Jahren noch anders, hat was mit erneutem lokalpolitischen Engagement zu tun – jeden Tag die *Badische Zeitung* (auf dem Tablet, nicht auf Papier). Im Haus haben wir auf Papier zudem die *taz*, in die ich ab und zu reinschaue. Ich habe eine Reihe von Online-Abos (*Guardian*, *Spiegel*, *Zeit*), die ich mehr oder weniger intensiv nutze – eher, um einzelne Artikel zu lesen, als um Zeitungen durchzuschauen. Bei meinem Umzug habe ich das Abo der *Jungle World* gekündigt, weil ich festgestellt habe, dass sich diese zu wunderbaren Papierstapeln türmte, ich aber selten Zeit hatte, reinzuschauen. Daneben gibt es eine Reihe von Magazinen (in Papierform), die ich abonniert habe, oder die ich qua Parteimitgliedschaft oder sonstiger Mitgliedschaften zugeschickt bekomme. Auch da gilt: ich schaue seltener rein, als ich das eigentlich möchte.

Zur Kategorie Zeitungen gehört nicht zuletzt der Pressespiegel, den ich beruflich zugeschickt bekomme, und der einen Überblick über das v.a. landespolitische Tagesgeschehen in den Zeitungen Baden-Württembergs gibt. Das ist ein PDF, das ich am PC oder auf dem Tablet lese.

Im Netz bin ich primär auf *Mastodon* unterwegs, ab und zu schaue ich in *Facebook* und *LinkedIn* (alle drei über die jeweilige Website, nicht über die Apps). Das meiste, was ich im Netz lese/anschaue (meist auf dem Handy), finde ich – neben den genannten Online-Abos – über *Mastodon*. Oder halt über eine gezielte Suche – bei mir bisher noch bei Google, damit aber zunehmend unzufrieden. Zudem habe ich von einer Reihe von Blogs, Zeitschriften und anderen Websites den RSS-Feed über *Feedly* abonniert und schaue da alle paar Tage mal

durch, bspw. das Blog von Max Buddenbohm, *xkcd* oder das Blog des SF-Autors Charles Stross oder SF-lastige Websites wie *Gizmodo* oder *tor.com*. *Netzpolitik.org* nicht zu vergessen! Gleichzeitig stimme ich der Beobachtung von Kathrin Passig zu, dass es viele Blogs schlicht nicht mehr gibt. Besonders traurig stimmt mich jedes Mal ein Blick auf *BoingBoing*, das ich noch in *Feedly* sehe, das aber zu 90 Prozent inzwischen eine Werbeschleuder geworden ist.

Youtube (und die ganzen anderen Kurzvideoplattformen) lasse ich außer bei Livestreams links liegen. Mit *Podcasts* werde ich nicht wirklich warm – es gibt einige wenige, die ich tatsächlich bspw. beim Kochen höre (*Sternengeschichten*, *Das Universum*), aber viele, die mal angehört habe und damit nicht so viel anfangen konnte. Musik teilweise noch auf CD, inzwischen (noch so ein böser Quasimonopolist) sehr oft über *Spotify*.

Im Haus haben wir drei bis vier Streaminganbieter abonniert und nutzen die intensiv, deutlich häufiger als die Mediatheken des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Die werden sehr anlassbezogen und für wenige Formate (Böhmermann, Anstalt, ... ganz selten tatsächlich auch mal Filme/Serien) genutzt. Lineares Radio wird hier teilweise beim Frühstück gehört, ist aber nicht so ganz meins, lineares Fernsehen funktioniert auf unseren TV-Geräten m.W.n. inzwischen nicht mehr. Zwei, dreimal im Jahr gehe ich ins Kino.

Kathrin Passig schreibt, dass sie einige Leute über Patreon oder Steady unterstützt und sich die Ergebnisse selten bis nie anschaut – das geht mir teilweise ähnlich: „Es geht mehr ums Prinzip, ich möchte, dass diese Leute weiter Videos machen, Bücher schreiben oder was sie halt so tun.“



Der Traum von digitaler Assistenz. Science Fiction oder schon Realität?

10. Dezember 2025 – *Digitales Leben, Soziologisch gesehen, Zukunftsvisionen*

Egal, wohin man auch schaut – überall begegnet einem *Artificial Intelligence (AI)*, ob gewollt oder nicht. Das suggeriert, das bald Realität sein könnte, was heute noch Motiv der Science Fiction ist: eine allzeit verfügbare, allwissende digitale Assistenz.

Wäre schön – aber mich gruselt es dabei. Denkbar wären auch ganz andere Trajektorien gewesen. Immerhin bin ich mit der ersten Generation persönlicher Computer aufgewachsen, habe Teile meiner Jugend in *Mailboxen* verbracht und war live dabei, als aus dem *World Wide Web* der *Dot-Com-Boom* wurde – und platzte. Computer als Universalmaschinen, das Netz als universelles Kommunikationsmedium übten eine intensive Faszination auf mich aus. Und mitten im Winter der Künstlichen Intelligenz Anfang des Jahrhunderts malte ich mir aus, wie hilfreich ein Programm sein könnte, das logische Entschei-

dungen begründet fällt, dabei hilft, Mails sinnvoll zu sortieren oder Texte von der einen in die andere Sprache übersetzt. (Meine diesbezüglichen Gehversuche in *Turbo Pascal* blieben dies – naive Ansätze, und nicht von Erfolg gekrönt.)

Trotzdem finde ich mich jetzt recht fest im Lager der AI-Kritiker*innen wieder. Und wundere mich, wie generative Algorithmen und große Sprachmodelle (LLMs) trotz aller wohlbegründeter Kritikpunkte innerhalb weniger Jahre Teil des Alltags vieler Menschen werden konnte. Am Mittagstisch diskutieren wir darüber, wie eigentlich das Geschäftsmodell von *OpenAI* aussieht und wann die AI-Blase platzt (oder wann sie genügend Menschen so in Abhängigkeit gebracht hat, dass ein monopolistisches Abo-Modell unausweichlich scheint.) Ich ärgere mich darüber, dass jede Software irgendwelche AI-Features mitbringt, die abzuschalten eher kompliziert gemacht wird. Und ich wundere mich, wie Menschen einer Software vertrauen können, die nicht weiß, was sie nicht weiß – sondern dann halt plausiblen Bullshit zusammenreimt. Was auf den ersten Blick beeindruckend wirkt, fällt schnell zusammen, wenn es um Themengebiete geht, in denen man sich tatsächlich auskennt. Zwischen „klingt plausibel“ und „stimmt“ gibt es keinen Zusammenhang – vielen scheint aber ersteres zu reichen.

Die FDP will ihr Grundsatzprogramm mit Hilfe von LLMs erstellen. Viel Vergnügen an Politik aus der Kopiermaschine! Menschen glauben, dass Chatbot-Ratschläge stimmen, und kochen nicht essbare Rezepte, folgen fatalen Gesundheitstipps oder fallen auf schlechte Zusammenfassungen werbefinanzierter Suchergebnisse herein. Magazine leiden genauso wie die Amazon-Selbstverlags-Sparte an Haufen schlechter Texte. Manche glauben sogar, die maschinengenerierte mittelmäßige Instant-Novelle sei der Markt der Zukunft.

Schulen und Hochschulen diskutieren, was passiert, wenn junge Menschen nur noch prompten können (und dann nicht einmal diskutieren können, was ihr eigenes Essay behauptet). Und die Wikipedia ächzt unter gut gemeinten AI-Verbesserungen, die leider fehlerhaft

sind. Wenn überhaupt, dann vielleicht deswegen, weil die Copyrightklagen der Contentindustrie erfolgreich sein werden. Synthetische Texte und Bilder dürften uns als „AI Slop“ genauso erhalten bleiben, wie Tiefkühlpizzen und Instantkaffee nicht wieder verschwunden sind. Es muss nicht original sein, es muss nicht originell sein, wenn sich nur quadratmeterweise billigst Content erstellen lässt. Den zu umgehen immer schwieriger wird. Die Plastiksprache der Chatbots ist, um das pessimistische Zeitenbild zu vollenden, inzwischen allgegenwärtig. Und ob sie jemals wieder verschwinden wird, bleibt kaum vorhersehbar.

Faszination und Voraussetzung digitaler Agenten

Was ich verstehen kann, ist die Faszination, einen persönlichen Assistenten zu haben. Wie das sein könnte, kennen wir aus der Science Fiction. Egal, ob es der StarTrek-Computer, der *Young Lady's Primer* von Neal Stephenson (um nur einen Cyberpunk-Roman zu nennen), Asimovs Roboter oder Softwareagenten als Gehirnimplantat sind – wir erzählen uns schon lange Geschichten über gute digitale Geister.

Parallel zu diesen Geschichten hat sich die Technik weiterentwickelt. Mit dem Aufkommen des PCs, des Internet, des Mobiltelefons ist immer mehr an menschlichen Assistenzfunktionen in Technik gewandert. Die Möglichkeitsräume haben sich enorm erweitert. Das Reisebüro ist eine *Website* oder eine *App*. Ebenso das Kaufhaus, die Bank oder der Buchladen. Die Bibliothek und das Lexikon wurden durch Suchmaschinen ersetzt. Und getippt wird selbst.

Dass der nächste logische Schritt hier digitale Agenten sein könnten, die den besten Preis, das genau passende Produkt oder den gemeinsamen Termin finden – und damit weitere menschliche Kompetenz in Technik gießen – wird seit den 2000er Jahren heiß diskutiert. Dass es dennoch kaum derartige Agenten gibt, liegt an drei Gründen.

Erstens ist oft gar nicht so genau klar, was „genau passend“ bedeutet. Das billigste Produkt, aber von einem Händler mit miserablen

Bewertungen? Oder etwas teurer, aber dafür mit mehr Garantien? Und: welcher Farbton passt? Hier braucht es also ein gewisses Verständnis der Sache. Und dabei versprechen große Sprachmodelle einen Mehrwert, zumindest eine Simulation von Verständnis.

Zweitens braucht es Vertrauen. Je nahtloser und bequemer ein z.B. Bezahlvorgang sein soll, desto mehr an menschlicher Handlungsfähigkeit muss an Technik abgegeben werden. Das heißt zum einen, das Vertrauen in konkrete Personen (die freundliche und kompetente Verkäufer*in hinter der Theke) in weitgehend anonyme Institutionen verschoben wird. Und zum anderen wandern Entscheidungsbefugnisse in Technik. Gedankenexperiment dazu: Bis zu wie vielen Euro würden wir einem Agenten Zugriff auf unser Konto geben, um ein Produkt zu kaufen, eine Reise zu buchen oder eine Wohnung anzumieten? Das Ganze wird m.E. nicht einfacher dadurch, wenn ein Agent auf ein Sprachmodell samt inhärenter Tendenz zum Unsinnerzählen zurückgreift. Dass ein deterministischer Algorithmus den besten Preis finden kann, ist nachvollziehbar. Ein Sprachmodell mit algorithmischer *Black box* eher nicht.

Drittens verdienen Internetfirmen daran, dass Menschen Werbung sehen. Technisch wären standardisierte Schnittstellen für Agenten zwischen Websites und Apps kein Problem. Dass es sie nicht gibt, liegt zu einem großen Teil am Geschäftsmodell. Chatbots, die mit Websites interagieren, würden dies ebenso umgehen. Nicht gut fürs Geschäft ...

Science-Fiction diskutiert AI

Dahinter liegen allerdings zwei philosophische Fragen, die ebenfalls schon einige Science-Fiction-Geschichten angeregt haben: Zentralität/Dezentralität zum einen und Menschenähnlichkeit zum anderen.

ChatGPT, Gemini und Co. sind alle Beispiele für zentrale Systeme, die Zugriff auf ein einmal mit sehr, sehr großen Datenmengen trainiertes Modell bieten. Das ist in gewisser Weise eine Schleife zurück zu den Anfängen der elektronischen Datenverarbeitung mit Groß-

rechnern und Terminals. Und literarisch hat sich das Großrechnermodell aus den 1960ern lange gehalten. Der Star-Trek-Computer ist schiffswert aktiv (und braucht unermessliche Ressourcen), HAL aus 2001 ebenso, und wer möchte, kann jetzt noch „Erde“ aus Douglas Adams *Anhalter* (oder den zentralen Computer aus dem *Schockwellenreiter* von John Brunner) in diese Ahnenreihe einfügen. Das geht bis hin zu Wintermute aus William Gibsons *Neuromancer* – das ganze Netz, eine AI.

Die tatsächliche technische Entwicklung lief eine Zeitlang ganz anders. Die simplen Prozessoren heutiger Handys überschreiten die Rechenkapazitäten der alten Großrechner um ein Mehrfaches. Erst mit *Software as a Service, Cloud Computing* und nochmal verstärkt mit den großen Sprachmodellen schlug das Pendel wieder in die andere Richtung aus. Bisher jedenfalls ist die imaginierte Assistentin nichts anderes als ein Zugang zu einem großen Sprachmodell – da wird es mit dem „persönlich“ schwierig.

Und das Feinschmeckerargument, dass austrainierte Modelle ja *on premise* laufen können, bzw. dass selbst damit gebastelt werden kann, zieht nicht wirklich. Das teure – und „persönlichkeitsprägende“ – an einem Sprachmodell ist das Training auf riesigen Datenmengen. Das lässt sich nicht mal eben zuhause nachholen.

Kommen wir abschließend zur Menschenähnlichkeit. Sprachmodelle werden gerne vermenschlicht – „ChatGPT sagt ...“. Eigentlich handelt es sich hier aber um Algorithmen, die aufgrund von Trainingsdaten plausible „Antworten“ erbringen können. Das hindert uns nicht daran, diese Algorithmen wie Menschen zu behandeln – als Therapeutinnen, Freunde, Bibliothekarinnen oder eben als Assistenten. Diese menschliche Fähigkeit zur Vermenschlichung ist bekannt und schlug bereits bei der Urmutter aller Chatbots, bei Joseph Weizenbaums ELIZA, zu, die wirklich nur simple Ersetzungen in Fragen und Antworten vorgenommen hat – und von einigen Nutzenden als echte Gesprächspartnerin missverstanden wurde.

Aber weitergedacht: was wäre, wenn der Traum von der „AGI“ Wirklichkeit würde, wenn also in der Weiterentwicklung der Sprachmodelle eines Tages tatsächlich ein Wesen mit echtem Symbolverstehen, vielleicht sogar mit Erfahrungen und Gefühlen entstehen würde? Das wären sicherlich hervorragende Voraussetzungen, um einen echten persönlichen Assistenten zu schaffen, der vage umrissene Probleme versteht und dem Vertrauen und Handlungsfähigkeit entgegengebracht werden könnten.

Aber: Wäre es – und da sind wir wieder fest im Bereich der Science-Fiction-Philosophie – dann angebracht, ein solches Wesen mit Intelligenz, Erfahrungen und Gefühlen als Assistent*in zu beschäftigen? Oder weniger freundlich ausgedrückt: zu versklaven?

Bisher sind Chatbots Zugänge zu großen Sprachmodellen, denen ich aus mehreren Gründen eher kein Vertrauen entgegenbringen möchte – weder den anbietenden Firmen, noch deren Datengrundlagen, noch einer Software, die prinzipienbedingt Fehler machen muss. Ein vertrauenswürdiger persönlicher Assistent wäre dagegen schnell an der Grenze zu einer echten Person. Welche Rechte ein solches digitales – oder möglicherweise auch verkörpertes – Wesen haben müsste, um daraus nicht die nächste Ausbeutungsrunde zu machen, wird in der Science Fiction intensiv diskutiert, zuletzt etwa in Annalee Newitz' *Automatic Noodle*, ist gesellschaftlich aber noch komplett ungelöst.

Ob diese Frage tatsächlich einmal relevant werden wird, ist aus meiner Sicht heute völlig offen. Möglicherweise platzt die LLM-Blase, und der nächste AI-Winter kommt. Oder es gibt unerwartete Fortschritte – die dann auch die Frage neu stellen, was überhaupt einen Menschen ausmacht – dann sollten wir darauf vorbereitet sein. Auch mit und durch breit rezipierte Science Fiction.

Erschienen in Andromeda Nachrichten Nr. 291 des SFCD ([hier als PDF](#)).

Science Fiction und Fantasy



Was ich so lese, oder: gesellschaftskritische Science Fiction

24. August 2013 – Lesenswert, Politik und Gesellschaft, Zukunftsvisionen

Eigentlich wollte ich dazu nichts sagen, aber ich muss jetzt doch mal ein paar Worte über den Text „Magische Klassenkämpfer“ von Florian Schmidt (am 22.8. im *Freitag* erschienen) loswerden. Schmidt breitet dort die These aus, dass – platt gesagt – früher Science Fiction ein emanzipatorisches Genre war und heute im Dienst der Reaktion steht. Das ist falsch.

Äpfel und Birnen, Bücher und Filme

Das ist zum einen falsch, weil er Äpfel mit Birnen vergleicht. „Früher“ sind für ihn die – in der Tat spannenden, lesenswerten, hochgradig interessanten – Bücher von Ursula K. Le Guin (*The Dispossessed*), Joanna Russ (z.B. *The Female Man*) und Marge Piercy (*Woman at the edge of time* und *He, she, and it*). Das sind drei liberal-feministische AutorInnen, die sich auf hohem literarischem Niveau in den 1970er und 1980er Jahren mit den Möglichkeiten und Grenzen einer besseren Gesellschaft auseinandergesetzt haben. Ich habe sie sehr gerne gelesen.

Interessant sind diese Bücher aus meiner Sicht vor allem deswegen, weil sie die Ambivalenz von Utopien auskosten. Reine Utopien sind nämlich furchtbar langweilig. Erst Konflikte und Dramen machen Bücher spannend, und die finden in den sterilen klassischen Utopien – ingenieurtechnischen Bauplänen für ein besseres Morgen – eben nicht statt. *The Dispossessed* (*Planet der Habenichtse*) beispielsweise lebt davon, dass zwar zum einen kapitalistische Dystopie und syndikalistisch-anarchistische Utopie gegenüber gestellt werden, dass dann aber im Lauf des Buches eben auch sehr deutlich wird, welche Unterdrückungsmechanismen auf dem Planet der Habenichtse eben doch herrschen. Erst mit diesen Grautönen erschafft Le Guin eine plastische Darstellung des auch in der Utopie beschwerlichen Alltags – und damit die identifikatorische Nähe, die den klassischen, „reinen“ Utopien abgeht. (Wer das Buch noch nicht gelesen hat, sollte es unbedingt tun; über *He, she and it* ließe sich ähnliches sagen!)

Früher also die Äpfel. Als Birnen stellt Schmidt diesen feministischen Autorinnen mehrere aktuelle Hollywood-SF-Filme gegenüber. Nachdem ich nicht so der Kinogänger bin, kann ich den Wahrheitsgehalt seiner Interpretationen nicht beurteilen, halte es aber durchaus für möglich, dass Hollywood reaktionären Schrott produziert hat. (*Pacific Rim* soll ganz gut sein, habe ich gehört).

Schmidt jedenfalls vergleicht Äpfel und Birnen, und tut so, als wäre früher alles Apfel gewesen, was heute Birne ist. Das ist Quatsch. Es

gibt heute ebenso intelligente, gesellschaftskritische Apfelliteratur wie früher, und ich halte es überhaupt nicht für ausgeschlossen, dass auch in den 1970er und 1980er Jahren (neben der einen oder anderen Le-Guin-Verfilmung) reaktionärer Schrott auf Kinoleinwänden gezeigt wurde. Das hat auch was damit zu tun, wie groß die Masse ist, die ein Medium erreichen will.

Feminismus und New Wave

Aber Schmidt täuscht sich auch, wenn er Le Guin, Piercy und Ross für den Mainstream der Science-Fiction-Literatur der 1970er und 1980er hält. Feministische Science Fiction ist und war randständig. Schmidt ignoriert Heinlein ebenso wie die sterile Asimov-Roboterwelt, wie eben alle Zeitgenossen (m), die zeitgleich mit Le Guin, Piercy und Ross veröffentlicht haben. Was ist mit den reaktionären Phantasien eines Larry Niven? Was ist mit den unzähligen Held-im-Kampf-anzug-rettet-nackte-Frau-vor-Aliens-Romanen?

Schmidt ignoriert darüber hinaus, dass Science-Fiction-Literatur (ich bleibe mal bei den Texten) ihre „goldene Zeit“ als Heftchenroman erlebt hat. Und dass es mehrerer Wellen des Aufbegehrens dagegen bedurfte, um lesbare, literarische Science Fiction zu schaffen. Die feministische Kritik – für die hier stellvertretend Le Guin, Piercy und Ross stehen – war eine dieser Wellen. Mindestens Le Guin veröffentlicht übrigens auch heute noch. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart bestehen also durchaus direkte Verbindungen.

Eine zweite Welle war die Aneignung der Science Fiction durch die new wave in den 1960ern und 1970er Jahren, die durch eine Abkehr von den simplen Pulp-Geschichten, durch eine Hinwendung zur Innerlichkeit und zum *inner space* sowie durch literarische Experimente gekennzeichnet war. Kunstvoll, präpungig, zeitgeistig, vielleicht gesellschaftskritisch, aber nicht unbedingt politisch. In dem oben verlinkten Wikipedia-Artikel werden auch Le Guin und Ross dieser *new wave* der Science Fiction zugerechnet. Ich würde J.G.

Ballard, Samuel R. Delaney und Brian Aldiss als typische Vertreter dieser *new wave* lesen. John Brunner? Den vielleicht auch. Und die im letzten Jahrzehnt erschienenen Texte von China Mieville verweisen – meine ich jedenfalls – durchaus auf diesen Ausgangspunkt.

Die *new wave* der 1960er hat Science Fiction aus dem Ghetto der Heftchenromane und der simplen, technisch motivierten Plots befreit. Sie hat damit zugleich die Tür für weitere, bis heute nachwirkende „Bewegungen“ oder „Wellen“ geöffnet. Das eine ist *Cyberpunk*, Anfang der 1980er Jahre zum manifesten Genre geworden. Nicht jeder *Cyberpunk*-Text ist politisch, oft tauchen – noir und zerschunden, aber doch – Machohelden und -heldinnen auf. Aber ein Subtext der Kritik am globalisierten Kapitalismus, an der Macht der Konzerne schwingt im *Cyberpunk* mit. Der bekannteste (wenn auch gar nicht so gerne selbst dort eingeordnete) Vertreter dieser *new new wave* ist sicherlich William Gibson mit dem *Neuromancer* und den folgenden Büchern. Weltraumschiffe kommen hier keine vor, dafür eine Mischung aus alltäglichem Zerfall, Drogenhandel, Glanz der globalen Konzernzentralen und ihrer virtuellen Welten. Durchaus filmisch geschrieben, und durchaus parallel mit der stilprägenden Atmosphäre des Films *Bladerunner*.

***Cyberpunk* und literarischer Humanismus**

Cyberpunk ist aber auch John Shirley und dessen *Eclipse*-Trilogie, in der eine musikalisch inspirierte Untergrundbewegung gegen eine faschistische Weltmacht in einem postnuklearen Europa kämpft.

Und *Cyberpunk* ist historisch gesehen Bruce Sterling, nur dass er sich dann in eine ganz andere Richtung bewegt hat – von der eskapistisch schwelgenden *Schismatrix* hin zu explizit politischen Near-Future-Romanen wie *Holy Fire*, *Heavy Weather* und *Distraction* zu einer ganz neuen Rolle als öffentlicher Kritiker (gerne in digitalen Medien) und Designtheoretiker. (Über Michael Swanwick und über Norman Spinrad müsste auch noch was gesagt werden ...)

Weg vom *Cyberpunk*, hin zum literarischen Humanismus, vertreten (neben Le Guin) vor allem durch Kim Stanley Robinson – der ebenfalls bis heute veröffentlicht. Auch hier gibt es einige explizit politische Bücher, durchaus auch mit utopischen Gehalt. Das reicht von seinen Texten über die verschiedenen Zukünfte des kalifornischen Orange County über seine beiden Trilogien (*Red/Green/Blue Mars*, von 1993 bis 1996 erschienen – am Terraforming des Marses wird u.a. die Politik menschlichen Zusammenlebens diskutiert -, und die *Washington Trilogy*, die 2004 bis 2007 erschienen ist, und sich mit dem Klimawandel und befasst) bis hin zum kürzlich veröffentlichten Werk *2312*, die das Sonnensystem 300 Jahre später darstellt, und viele Bezüge zu unterschiedlichen Werken von KSR enthält. Vielleicht kann *2312* sogar als Utopie gelesen werden. Gewisse utopische Elemente enthält es definitiv.

Schottischer Sozialismus

Nun könnte jemand einwenden, dass das alles vielleicht nur die Restausläufer der 1960er, 1970er und 1980er sind, und heute eben keine gesellschaftskritischer Science Fiction mehr geschrieben wird. Ich sehe das anders, insbesondere mit Blick auf die schottischen Sozialisten (mir fällt gerade kein besserer Begriff ein, auch wenn es nicht alles Schotten und nicht alles Sozialisten sind). China Mieville ließe sich hier ebenfalls einordnen. Zentral ist jedenfalls der kürzlich gestorbene Iain Banks, der von 1987 bis 2012 eine ganze Reihe von Science-Fiction-Büchern veröffentlicht hat. Die meisten spielen in einer Welt, in der die „Culture“ – verschiedene „Aliens“ und intelligente Drohnen gemeinsam auf gigantischen Raumschiffen und Orbitalen leben, die ihrerseits wiederum intelligent – und oftmals exzentrisch – sind (und ihre BewohnerInnen möglicherweise eher als Haustiere sehen).

Die „Culture“ weist ganz klar utopische Züge auf. Es gibt kein Geld, es gibt keine Ressourcenprobleme, es gibt maximale Freiheiten. Ein großer Teil der Bücher lebt davon, dass AgentInnen der „Culture“ in

die Angelegenheiten anderer Planeten und Gesellschaften eingreifen, oder in deren Auseinandersetzungen hineingezogen werden. Das garantiert einen sich schnell voran bewegenden Handlungsstrang, der von Banks aber immer äußerst kunstvoll angelegt ist.

Und dann gibt es Ken MacLeod mit trotzkistischem Einschlag (in *The Star Fraction* und den folgenden Büchern) und in seinen neueren Werken mit einem düsteren Gegenwartsbezug (*The Execution Channel* – Überwachung, Terrorismus – oder *Intrusion* – Biopolitik – fallen mir hier ein).

Charles Stross bloggt nicht nur intelligent, sondern hat auch eine ganze Reihe von Büchern geschrieben, in denen er sich in unterschiedlichen Settings (Alternativwelten, eine Horrorparodie, das Schottland der nahen Zukunft, der Weltraum in tausenden Jahren, bevölkert von Robotern) mit Themen wie Diskriminierung, Kapitalismuskritik oder Geopolitik auseinandersetzt. Und er hat auch schlüssig dargestellt, warum die *Singularität* auch nichts anderes als ein technophil eingetauchter Erlösungsglaube ist. Definitiv empfehlenswert!

Ian McDonald wurde in Schottland geboren, lebt in Irland, und passt definitiv in diese Reihe. *River of Gods* und *Brasyl* sind sowas wie Globalisierungs-SF, seine neue Young-Adult-Serie *Planesrunner* verbindet packende Abenteuer in unterschiedlichen Parallelwelten (mit Zeppelinen!) mit gesellschaftskritischen Fragestellungen.

Dann gibt es noch Alastair Reynolds (die Fortsetzung des Cyberpunk mit anderen Mitteln, in düsteren Raumschiffen). Mit *Blue Remembered Earth*, einer „Pseudo-Utopie“, stehen soziale Fragen im Hintergrund eines Krimisettings. Mich erinnerte das Buch ein bisschen an die Mars-Trilogie von Kim Stanley Robinson.

Definitiv kein Schotte (und kein Sozialist), aber irgendwie zu diesem Kreis passend, ist Cory Doctorow. Einigen vielleicht eher als Netzkritiker und *Boing-Boing*-Macher bekannt, hat Doctorow eine Reihe von Büchern geschrieben, die sich mit Walt Disney, Maker-Kultur und Überwachung auseinandersetzen. Besonders empfehlenswert finde ich *For*

the win (Globalisierungskritik *meets* Computerspiele) und *Pirate cinema* (*Coming of age* im Überwachungsstaat).

Und die Autorinnen? Und die people of color? Und überhaupt?

Das sind einige meiner derzeitigen SF-Lieblingsautoren. Leider – mal abgesehen von den Feministinnen der 1970er Jahre – ausschließlich (weiße) Männer. Der Eindruck stimmt allerdings nicht ganz. Auch wenn ich definitiv mehr Autoren als Autorinnen lese, hat das Fehlen von Frauen in der Auflistung oben vor allem etwas damit zu tun, dass ich mich beim Schreiben an den Bewegungen des *new wave* (Octavia Butler hätte ich da eigentlich auch erwähnen können), des *Cyberpunk* (mein Eindruck: ein sehr männerdominiertes Genre) und des „schottischen Sozialismus“ orientiert habe.

Wer durch die Ritzen dieser Schublade gefallen ist, sind unter anderem die amerikanische Autorin Elizabeth Bear (als Einstieg kann ich ihre Geschichte „The red in the sky is our blood“ in der Sammlung *Metatropolis* empfehlen; auch *Dust* und die folgenden Romane haben mir gut gefallen). C.J. Cherryh setzt sich seit 1976 bis heute in einem SF-Setting mit Krieg und Frieden, Fragen des menschlichen Zusammenlebens, den Grenzen der Biotechnologie oder der Herstellung von Fremdheit auseinander. Lauren Beukes zwei südafrikanische SF-Romane – vielleicht auch schon eher magischer Realismus (*Moxyland* und *Zoo City*) sind sehr *contemporary*. Und auf jeden Fall zu empfehlen. Von Maureen F. McHugh habe ich nur den 1992 erschienenen Roman *China Mountain Zhang* gelesen, in dem ein schwuler Puertoricaner aus dem postrevolutionären Amerika in das Herz der kommunistischen Weltmacht China zieht. Wenn Science Fiction die Literatur des Was-Wäre-Wenn ist, dann ist *China Mountain Zhang* prototypisch für eine Form von Science Fiction, die sich mehr mit den Was-Wäre-Wenns gesellschaftlichen Zusammenlebens und politischer Organisation auseinandersetzt als mit technologischem Fortschritt (der in diesem Buch auch eine Rolle spielt, aber in den Hintergrund tritt). Übrigens muss Fantasy

nicht eskapistisch sein: N. K. Jemisin's *The Hundred Thousand Kingdoms* handelt von Klassen-, Rassen- und Geschlechterverhältnissen, und Cat Valentes *Fairyland*-Serie spricht im Gewand des Alice-im-Wonderland-meets-Oz-Kinderbuchs über Mechanismen der Macht.

Aber Florian Schmidt will ja mehr von Science Fiction als nur die Reflektion und das Aufzeigen von gesellschaftlichen Problemen. Nein, er fordert mehr:

Es mag verführerisch sein, wenn soziale Bewegungen die kapitalistische Herrschaftsordnung zeitweise außer Kraft setzen und die widerständige Ästhetik als utopisches Element reproduzieren. Aber es reicht nicht. Trotz aller Alternativlosigkeit gilt es, sich das utopische Denken wieder anzueignen.

Eine Aneignung des utopischen Denkens, Science Fiction als Instrument sozialer Bewegungen. Das mag mit *Ecotopia* funktioniert haben; heute würde ich dem eher Romane der Ökokritik wie Paolo Bacigalupis *The Windup Girl* (2009) oder Tobias S. Buckells *Arctic Rising* (2012) entgegensetzen. Das sind keine Utopien. Es sind aber auch keine reinen Dystopien. Es sind Romane, die von den Nischen des Widerstandes handeln, die das Gute-Leben-im-Schlechten mit all seinen Begrenzungen diskutieren (wie auch viele der weiter oben kurz vorgestellten Bücher). Schmidt vermisst die Kraft von Blaupausenliteratur. Ich glaube, die wäre der Gegenwart nicht angemessen. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Warum blogge ich das? Aus Ärger über das häufige Missverständnis, Actionfilme in futuristischem Setting mit Science Fiction zu verwechseln. Und weil ich glaube, dass einige LeserInnen vielleicht einige der hier diskutierten Bücher und AutorInnen gerne mal lesen würden, so sie es noch nicht tun.



Hoffnung am Ende der Welt

25. August 2024 – Lesenswert, Nachhaltiges Leben, Politik und Gesellschaft, Zukunftsvisionen

Die Welt draußen ist mal wieder ziemlich am Ende. Zeitgenössische Science Fiction reagiert darauf auf drei Arten: sie setzt sich erstens direkt damit auseinander – da sind wir dann bei „CliFi“, *Climate Fiction* und Verwandtem, sei es Kim Stanley Robinson, sei es T.C. Boyle, sei es mit anderer Perspektive Neal Stephenson. Oder bei Werken, die andere Probleme, die wir gerade haben, direkt literarisch verarbeiten. Ausgrenzung und Inklusion beispielsweise.

Die zweite Reaktion ist Eskapismus. Das muss nichts Schlechtes sein. Science Fiction landet dann beispielweise bei der neusten Form der Space Opera. Einen sehr guten Überblick darüber, was da alles drunter passt, gibt Jonathan Strahan in seiner gerade erschienenen Anthologie *New Adventures in Space Opera*. Mit Norman Spinrad spricht er davon, dass es sich bei Space Opera nach wie vor um „straight fantasy in science fiction drag“ handelt. Das gilt auch für das, was in den 2020er Jahren passiert, nach dem Höhepunkt der „new

space opera“. Nur dass diese Texte diverser und multiperspektivischer sind, und sich kritischer mit den Politiken und Machtverhältnissen in den jeweils imaginierten Welten auseinandersetzen, als dies davor der Fall war.

Drittens, und damit sind wir beim Thema dieses Textes, erscheinen eine Vielzahl von Geschichten und Büchern, die irgendwo zwischen „cozy“, Hopepunk und Solarpunk einsortiert werden können. Obwohl es Überschneidungen gibt, ist Solarpunk doch noch einmal etwas anderes als Climate Fiction, und ist „cozy“ SF&F nicht identisch mit der 2020er-Fassung von Space Opera. Wir kommen gleich zu Definitionen – hier sei allerdings schon einmal gesagt, dass diese Grenzziehungen weniger hart sind, als sie manchmal erscheinen, und teilweise noch im Entstehen befindlich sind. Mir geht es vor allem darum, einen Blick auf etwas zu werfen, was ich als aktuellen Trend in Science Fiction (und eingeschränkt: Fantasy) wahrnehme.

Cyberpunk und Globalisierung – vergangene Katastrophen

Dass die Welt ziemlich am Ende ist – und dass Science Fiction darauf reagiert, ist nun allerdings nicht ganz neu. Umweltkatastrophen, das Versagen der kapitalistischen Moderne und die Blockkonfrontation im Kalten Krieg der 1970er Jahre finden sich nicht nur bei Ursula Le Guin (ihre ambivalente Utopie *The Dispossessed* feiert gerade das 50. Jubiläum), sondern beispielsweise auch in den Romanen von John Brunner. *Stand on Zanzibar* ist von 1968, *The Sheep Look Up* von 1972 und *The Shockwave Rider* erschien 1975 – alle drei thematisieren damals und teilweise heute zentrale politische Fragen im Gewand der Science Fiction.

Am nächsten Tiefpunkt, aus der No-Future-Stimmung der 1980er Jahre, erwächst Cyberpunk als eine literarische Bewegung. William Gibsons *Neuromancer* als Archetyp des Subgenres erscheint 1984: eine düstere, durchdigitalisierte Welt, in der übermächtige Konzerne auf der einen Seite und Hacker und Outlaws auf der Straße auf der anderen

Seite stehen. Das Label ist noch etwas älter. Bereits 1983 veröffentlicht Bruce Bethke eine Kurzgeschichte unter dem Titel „Cyberpunk“.

Die von Bruce Sterling herausgegebene zentrale Anthologie *Mirrorshades* erblickte 1986 das Licht der Welt. Im Vorwort beschreibt Sterling die Autor:innen des Cyberpunk als Gruppe, die im Austausch untereinander das Subgenre erschaffen hat; den Nukleus bildeten – so Sterling – Gibson, Rucker, Shiner, Shirley und er selbst. Er grenzt Cyberpunk von der Gegenkultur der 1960er Jahre ab. Diese war „rural, romanticized, anti-science, anti-tech“. Dem gegenüber setzt Cyberpunk sich mit der Technik der 1980er Jahre auseinander. Sterling nennt als Beispiele den Walkman, den Personalcomputer, das tragbare Telefon – Technik, die nah am Körper ist, für die, mit Gibson, die Straße ihre eigene Verwendung findet, die gehackt werden kann und weiter zu Prothesen und Gehirn-Interfaces gedacht werden kann. Der literarische Zugriff auf diese Technologien verbindet sich mit der nun eben nicht mehr technikfeindlichen Gegenkultur und Popkultur der 1980er Jahre. Cyberpunk braucht eine globalisierte Welt als Kulisse und erkundet deren Unterseite.

Aber eigentlich war Cyberpunk als Genre schon 1986 wieder vorbei. Alle zentralen Autor:innen bewegten sich in unterschiedliche Richtungen davon. (Im Kontext dieses Artikels interessant dürfte der nicht besonders erfolgreiche Versuch von Sterling sein, 1998 mit dem Viridian Design Movement eine Bewegung ins Leben zu rufen, die ökologische Fragen und eine fortschrittliche Haltung zu Technologie zusammendenkt – 2008 beendet Sterling den Versuch. Literarisch taucht diese techno-ökologische Haltung in seinen Büchern *Heavy Weather* (1994), *Holy Fire* (1996) und insbesondere *Distraction* (1998) auf.)

Cyberpunk ist tot, auch wenn die Ästhetik weiterlebt. Tropen und Memes bleiben. Cyberpunk ist im kulturellen Gedächtnis verankert, hat spätestens mit der *Matrix*-Filmserie den Sprung in den Mainstream geschafft und kann nicht nur referenziert, sondern gegebenenfalls auch neu belebt werden kann. Mir fällt dazu Aiki Miras *Neongrau* von 2022 ein. Mira schafft hier ein Hamburg, das so sehr 2020 schreit, wie

Gibsons Tokyo ein Tokyo von 1980 war. Miras Hamburg nimmt das zentrale Element des Cyberpunk – Untergrund und Straße, Hightech und virtuelle Welten – und aktualisiert diese für die Gegenwart.

Eine weitere Hinterlassenschaft der Cyberpunk-Bewegung ist das Suffix „-punk“, das vielfältig verwendet wird. Zwischen Atompunk, Dieselpunk oder Biopunk dürfte aber „Steampunk“ – ebenfalls bereits in den 1980er Jahren als Verweis auf den Cyberpunk geprägt – das einzige Label sein, dem bis dato eine umfangreichere Zahl an Werken zugeordnet werden kann.

Von Cyberpunk zu Solarpunk

Jetzt also Solarpunk, Hopepunk und irgendwo daneben oder dazwischen cozy SF&F. Solarpunk betritt 2008 die Bühne, so beschreibt es jedenfalls der Eintrag in der Encyclopedia of Science Fiction – zunächst einmal nicht als literarisches Genre, sondern als Idee in einem Blogpost im Blog „Republic of the Bees“. Als Aufhänger wählt der Autor zum einen eine Pressemitteilung zu Containerschiffen, die von Drachen (also dem Fluggerät, nicht dem Fabelwesen) statt von Schiffsschrauben angetrieben werden, zum anderen das Genre des „Steampunk“. Steampunk beschreibt er als Literatur, in der alternative Zukünfte erzählt werden, in denen nicht auf Öl, sondern gut viktorianisch auf Kohle und Dampf gesetzt wird, und in die dann moderne Technologien oder „modern, cynical attitudes towards government, capitalism, and traditional morality“ eingefügt werden. Solarpunk wird dementsprechend als Literatur definiert, in der – kontrafaktisch oder tatsächlich – solare Energieträger an die Stelle von Kohle, Öl und Gas rücken. Gleichzeitig wird es dadurch notwendig, alte Technologien (hier: das Segelschiff) in modernem Gewand neu zu denken (das windkraftbetriebene Containerschiff).

Der Blogautor hofft, dass er – anders als beim Steampunk – eines Tages tatsächlich in einer Solarpunk-Welt leben wird. Gleichzeitig weist er darauf hin – und gibt damit eine gewisse Legitimation für den „Punk“-Teil des Wortes – dass der Wandel hin zu einer solchen Welt

nicht ohne politische Konflikte ablaufen wird. Er vermutet, dass „some serious political fights between the good citizens of the world and the corrupt forces who will inevitably attempt to sabotage the transition for their own personal gain“ stattfinden werden oder erzählt werden müssen. Da wäre dann der Rückbezug zum „Straße gegen Großkonzern“ des Cyberpunk (und vermittelt auch des Steampunk). Und während in dem kurzen Blogpost zwar diverse Technologien benannt werden, klingt doch durch, dass eine Politik einer reformerischen ökologischen Modernisierung nicht genügt. Hier liegt möglicherweise auch eine Sollbruchstelle zwischen Solarpunk und dem Teil von Climate Fiction, die sich nicht auf die Beschreibung des Untergangs allein fokussiert, sondern Lösungen anbieten möchte.

Als mögliches literarisches Beispiel für Solarpunk nennt der Blogautor in der „Republic of Bees“ Norman Spinrads *Songs from the Stars* aus dem Jahr 1985, in dem – so jedenfalls die Beschreibungen, ich habe dieses Buch selbst nicht gelesen – eine postapokalyptische Zivilisation auf Muskelkraft, Wind und Sonne setzt.

2008 ist also der Begriff Solarpunk in der Welt, und es kann damit angefangen werden, retrospektiv einen Kanon zu schaffen. Neue Solarpunk-Literatur gibt es zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Was sich allerdings sehr schnell entwickelt, ist eine Solarpunk-Ästhetik, die der dystopischen Neonwelt des Cyberpunk Bilder von sanften Hügel Landschaften mit Windrädern, Solarzellen und Do-It-Yourself-Hütten-dörfer entgegensetzt. Das ist der Hintergrund, vor dem Geschichten erzählt werden können: vom Zusammenhalt in Gemeinschaften, vom gemeinsamen Tun, vom erfolgreichen Kampf und von den Konflikten innerhalb einer Solarpunk-Gesellschaft.

Während eine Reihe von Büchern (auch Ernest Callenbachs *Ecotopia*, 1975, Le Guins *Always Coming Home*, 1985, oder Kim Stanley Robinsons *Pacific Edge* aus dem Jahr 1990) rückblickend in das junge Genre einsortiert werden können, entstehen neu zunächst eine ganze Reihe von Kurzgeschichten unterschiedlicher Qualität. Die Sammelbände *Solarpunk: histórias ecológicas e fantásticas em um mundo*

sustentáv! (2013), herausgegeben von Gerson Lodi-Ribeiro, *Sunvault* (2017), herausgegeben von Phoebe Warner Brontë und Christopher Wieland, sowie *Glass and Gardens: Solarpunk Summers* (2018) und *Glass and Gardens: Solarpunk Winters* (2020), beide von Sarena Uli-barri herausgegeben, bringen einige dieser Geschichten zusammen. Zudem gibt es einige spezialisierte Zines, etwa das *Solarpunk Magazine* oder die Website solarpunks.net/.

Dennoch bleibt Solarpunk ein Knotenpunkt eines sich noch findenden Genres. Auch die *Encyclopedia of Science Fiction* tut sich schwer mit einer Definition.

Solarpunk's growing popularity can be seen as an opposing force to Cyberpunk, which typically portrays dystopian societies in which technological progress has an inverse correlation with living standards, and the influence of mega-corporations has divided communities and reduced the autonomy of individuals. [...] Solarpunk, however, does not require its authors to depict the harnessing of solar power. While one typical model for an sf story is to stretch contemporary problems to nightmarish proportions („if this goes on ...“), Solarpunk advocates for the opposite. It takes solutions to radical conclusions, be they breaking civilization down into communes, restricting population growth (see Overpopulation), or building Dyson Spheres. It is a rebellion against a rebellion, born out of dystopia fatigue.

Eine recht umfangreiche – und trotz Offenheit für ganz unterschiedliche Wege zu einer besseren Zukunft recht bekenntnislastige – Eigendefinition mit 22 Punkten findet sich im A Solarpunk Manifesto. „Punk“ heißt hier: gegen den Mainstream, für Rebellion, Dekolonialisierung und Enthusiasmus, Science Fiction wird als eine Form des Aktivismus beschrieben und mögliche ästhetische Ausformungen (Orientierungspunkte: 1800, Art Deco und Jugendstil, angepasste Technologie und Studio Ghibli) dargelegt. Die 22 Punkte des Manifesto umfassen auch Nachhaltigkeit, ökologische Gerechtigkeit, eine Ko-Existenz von Spiritualität und Wissenschaft, Suffizienz, die fußgängerfreundliche Stadt

und die Wiederverwertung von alten Materialien. Zudem wird auf die Wechselwirkung zwischen Science Fiction und Politik hingewiesen.

Wörtlich genommen reduziert das Manifesto Solarpunk auf ein didaktisches Tool, um eine bestimmte Vorstellung einer optimistischen, von unten her gewachsenen ökologischen Zukunft zu verbreiten. Gleichzeitig machen sich einige Menschen in diesem Umfeld Sorgen, dass ein Aufgreifen der Solarpunk-Ideen durch „den Mainstream“ zu einem „Greenwashing“ führen könnte. Also lieber kein Solarpunk-Blockbuster, kein überall diskutierter Roman?

Wie weit Science Fiction nachhaltige Zukünfte voranbringen kann, war auch auf der Worldcon in Glasgow Thema. Neben diversen Panels zu Sustainability und SF gab es mehrere, die sich konkret mit Solarpunk auseinandergesetzt haben. Auch dort überwog zumindest bei mir aber der Eindruck, dass einige Solarpunk gerne als Vehikel nutzen würden, um eine ganz bestimmte Vorstellung einer ökologischen Zukunft propagandistisch zu verbreiten, während andere darunter eher sowas wie „öko – aber in cool“ verstanden, und auf eine bestimmte Ästhetik setzten. Geht es darum, Hoffnung zu verkaufen oder darum, die Zukunft zu dekolonialisieren? Soll das herrschende Narrativ verändert werden, oder ist's in der Nische unter Gleichgesinnten auch ganz angenehm? Das sind Debatten, die ich aus politischen Zusammenhängen kenne – und möglicherweise ist es eine politische Überfrachtung, mit der sich Solarpunk gerade selbst ein Bein stellt.

Interesse an dem Thema war und ist jedenfalls da, die Panels fanden in vollen Räumen statt, und zumindest einzelne Aspekte tauchten auch an ganz anderen Stellen wieder auf.

Cyberpunk war ein Begriff, der als Label für eine bestimmtes Subgenre verwendet wurde und erst danach zu einer verallgemeinerten und allgemein referenzierbaren Ästhetik wurde. Gleichzeitig waren die treibenden Kräfte des Subgenres literarisch inspiriert (v.a. von der New Wave der 1960er Jahre) und interessiert daran, gute Geschichten zu schreiben – mit gemeinsamen Themen, mit ähnlichen Motiven und Bildern, aber ohne Checkliste und ohne politischen Überbau.

**Kein Manifest, aber dafür Anschlussfähigkeit:
Cozy SF&F und Hopepunk**

Möglicherweise ist Solarpunk zu eng gefasst. Auf der Worldcon kursierte der Begriff „Hopepunk“ als Gegenpol zu „Grimdark“ in der Fantasy-Literatur, als düsteren, von Intrigen durchdrungenen Welten im Niedergang; im Bereich der Science-Fiction passt „Dystopie“ vermutlich besser, um ähnliches zu beschreiben wie „Grimdark“ in der Fantasy. „Hopepunk“ wurde 2017 von Alexandra Rowland geprägt. Und auch hier geht es eher um eine bestimmte Ästhetik, um Niedlichkeit und Hoffnung, und zugleich stehen stärker noch als beim Solarpunk steht Gemeinschaft und Zusammenhalt im Mittelpunkt. Alessandra Reß bringt es bei TOR auf den Punkt, dass bei allen Bezug zu Biedermeier und Niedlichkeit eben nicht Self-Care im Mittelpunkt steht, sondern „vielmehr ‚Worldcare‘ – und die ist weit entfernt von Resignation und Weltflucht.“

Während es bei Solarpunk eine Bewegung, ein Manifest, vielleicht auch mehrere, und eine starke präskriptive politische Aufladung gibt, scheint mir Hopepunk – trotz aller Ähnlichkeiten – offener gefasst zu sein. Es geht schlicht darum, Menschlichkeit in den Vordergrund der Geschichten zu stellen – und zu zeigen, dass und wie „taking action“ (im Sinne von „Punk“) möglich ist, um das hinzukriegen.

Hier liegt dann wohl die Differenz zu „cozy“, also Geschichten, die ohne Mord und Totschlag auskommen, möglicherweise sogar ohne romantische Konflikte, und Wohlfühlgeschichten erzählen. Auch solche Texte haben eine Funktion. Gerade – Stichwort: Space Opera und Eskapismus – in düsteren Zeiten sind Geschichten, in denen Probleme klein und Zukünfte hoffnungsfroh sind, eine wichtige Ressource. Ganz ohne Handlung kommen die wenigsten Geschichten aus, auch cozy SF&F braucht Herausforderungen und Konflikte, um eine Geschichte erzählen zu können. Aber die Welt muss nicht gerettet werden.

Hopepunk dagegen braucht ein „Wir“ und dann doch ein größeres, aktivistisches Ziel, einen Konflikt, der über das Innenleben einer Gemeinschaft hinausgeht, oder einen entsprechenden Gegenspieler. Das

wäre jedenfalls mein Versuch, Rowlands Bemerkungen zu „Punk“ in „Hopepunk“ einzuordnen. Also: Science Fiction bzw. Fantasy, in denen eine menschliche Haltung gewinnt – nicht weil sie per se besser ist, sondern weil sie aktiv gemeinsam gegen Widerstände durchgesetzt wird, ohne zynisch zu werden.

Beide dieses Jahr mit dem Hugo ausgezeichneten Geschichten von Naomi Kritzer („Better living through algorithms“ und „The year without sunshine“) würde ich in dieses Feld einordnen. Neben Becky Chambers – deren beiden *Monk-and-Robot*-Novellen wohl explizit als Solarpunk beauftragt wurden, und deren *Wayfarer*-Serie irgendwo zwischen cozy und Hopepunk liegt – fallen mir eine ganze Reihe neuerer Romane ein, die für mich in dieses Spektrum passen: Cory Doctorows *Walkaway* (2018) in einem futuristischerem Setting, mehr noch sein *The Lost Cause* (2023) in einer Zukunft, die sich sehr nah anfühlt. Doctorow gelingt es hier hervorragend – ähnlich wie bei Kritzer in „The year without sunshine“ – das Gefühl zu vermitteln, das sich aus erfolgreichem Aktivismus und dadurch neu gefundenem Zusammenhalt ergibt. Möglicherweise ist dieses Gefühl Essenz dessen, was Hopepunk ausmacht. Ruthanna Emrys *A Half-Built Garden* (2022) spielt in den 2080er Jahren und ist einerseits eine First-Contact-Geschichte, andererseits aber eben auch ein sehr gut erzähltes Buch über Menschlichkeit, Hoffnung und eine solarpunkige Technologie, die dies unterstützt. (Und auch ihre *Innsmouth-Legacy*-Serie – die Lovecraft von der anderen Seite zeigt – könnte in die Kategorie Hopepunk fallen). Und L.X. Beckett erzählt in *Gamechanger* (2019) und *Dealbreaker* (2021) von einer Zukunft etwa eine Generation nach dem großen Zusammenbruch durch Klimakrise etc. – entsprechend stehen der Wiederaufbau und die Erneuerung ökologische Kreisläufe im Vordergrund. Die *Bounceback*-Generation verkörpert entsprechende Werte, ist aktivistisch und prosozial. Immer wieder werden auch Terry Pratchetts Bücher als Beispiele für Hopepunk genannt – gerade für die *Tiffany-Aching*-Romane finde ich das durchaus nachvollziehbar. Hier sind wir dann aber erneut im Feld der retroaktiven Genre-Zuschreibung – und auch Le Guins *The*

Dispossessed (1974) oder einige der oben genannten Werke von Kim Stanley Robinson ließen sich ebenfalls gut nennen.

Veränderte Narrative

Insofern mag das Bedürfnis, nicht nur über düstere Zukünfte zu schreiben und Warnungen an die Wand zu malen, sondern zu zeigen, wie wichtig Menschlichkeit, Empathie und gemeinschaftliches Handeln sind, um etwas zu erreichen, keine ganz neue Erscheinung sein – mit oder ohne politische Programmatik als Überbau.

Dennoch lässt sich feststellen, dass dieser Aspekt von Science Fiction und Fantasy in den letzten Jahren wieder stärker in der Vordergrund tritt. Wenn Science Fiction in diesen Zeiten mit Hilfe näherer und fernerer Zukünfte erlebbar macht, was Menschliches ausmacht, dann auch deswegen, weil diese Haltung und entsprechende Vorbilder heute dringend gebraucht werden.

Ob Science Fiction Politik – oder mindestens die Wissenschaft und die Technologieentwicklung – beeinflusst, ist strittig. Politik greift jedoch auf Bilder und Ideen zurück, die da sind. Insofern spielt es eine Rolle, welche Geschichten erzählt werden, und welche Ästhetiken präsent sind.

Cyberpunk hat es geschafft, eine düstere Ästhetik im kollektiven Gedächtnis zu verankern. Das ist deswegen gelungen, weil diese Geschichten, weil diese Ästhetik einen bestimmten Zeitgeist angesprochen haben, ein Echo hervorgerufen haben.

Ich möchte glauben, dass wir in Zeiten leben, in denen hervorragende Hopepunk-Romane mit ihrer sozialpsychologischen Tiefenstruktur (und von mir aus auch mit einer solarpunkigen Ästhetik) ein Bedürfnis erfüllen und das Zeug dazu haben, zu kollektiven Ankerpunkten zu werden. Vielleicht ist das Gegenstück zum *Neuromancer* noch nicht geschrieben oder noch nicht übersetzt worden; vielleicht ist es auch unnötig, auf den einen großen Roman zu setzen. Versatzstücke von Solarpunk und Hopepunk finden sich in vielen Texten,

Science Fiction und Fantasy

Bildern und auch in Serien und Filmen, kursieren auf Tumblr und Instagram. Vielleicht reicht das aus, um eine solche Ästhetik zu verankern. Zu hoffen wäre es.

Erschienen in Andromeda Nachrichten Nr. 287 des SFCD ([hier als PDF](#)).

Lesarten von Science Fiction: Die dunkle Seite der Macht

27. Juli 2025 – Lesenswert, Politik und Gesellschaft, Soziologisch gesehen, Zukunftsvisionen

Vorbemerkung: ich habe diesen Text größtenteils bereits im April geschrieben – inzwischen hat sich das Verhältnis zwischen Musk und Trump deutlich verändert. Die Aussagen unten scheinen mir aber weiterhin Gültigkeit zu behalten ...

Wie politisch sind Science Fiction und Fantasy? Schriftstellerinnen und Schriftsteller haben diese Frage ganz unterschiedlich beantwortet. Es gibt Werke, die mit einer politischen Agenda geschrieben wurden. Manchmal ist das sehr sichtbar, etwa wenn Dystopien als Warnung geschrieben werden (Margret Atwoods *Handmaid's Tale*, um ein sehr aktuelles Beispiel zu nennen). Oder wenn Utopien zeigen, dass es auch anders gehen kann – einige der Romane von Ursula K. Le Guin oder Kim Stanley Robinson etwa; wer möchte kann hier auch *Star Trek* einreihen.¹ Daneben gibt es Autorinnen und Autoren, die eine politische Agenda haben, die aber weniger klar zu benennen ist – ein humanistischer Grundton bei John Scalzi, eine libertäre Färbung bei Robert Heinlein, konservative Einsprengsel bei Isaac Asimov. Und schließlich gibt es Werke, die eigentlich Manifeste sind – *Atlas Shrugged* von Ayn Rand auf der rechten Seite, das eine oder andere Solarpunk-Buch und viele der Werke von Cory Doctorow im progressiveren Spektrum fallen mir hier ein.

¹ Vgl. K.-U. Hellmann/A. Klein, „Unendliche Weiten ...“ *Star Trek zwischen Utopie und Unterhaltung*, Fischer 1997 sowie T. Bewernitz, *What would Picard do? Star Trek als Social Fiction*, Unrast 2025

Wechselwirkungen zwischen Science Fiction und Gesellschaft

Hinter dieser Frage steckt die Idee, dass es eine Wechselwirkung zwischen SF und unserer Gesellschaft gibt. Dass die Auseinandersetzungen und großen Fragen des jeweiligen Zeitgeists sich in SF- (und Fantasy-)Werken wiederfinden, verwundert nicht. Stärker als anderen Genres ist Science Fiction mit der Erwartung verbunden, dass umgekehrt auch das Genre Einfluss auf die Gesellschaft nimmt.²

Am offensichtlichsten ist das beim Blick auf Technologien. Arthur C. Clarke hat den Satelliten erfunden, William Gibson den Cyberspace, und John Brunner Internetviren – so jedenfalls die populäre Sicht der Dinge. Und natürlich lesen Ingenieurinnen und Ingenieure Science Fiction und lassen sich davon beeinflussen. Im Detail ist es etwas komplizierter. Dass es hier eine Wechselwirkung gibt, erscheint jedoch mindestens plausibel.³

Wie sieht es nun mit politischen Ideen aus? Nimmt Science Fiction einen Einfluss auf die Politik, auf das gesellschaftliche Zusammenleben?

Stärker noch als beim Blick auf Technologien rückt nun der Leser oder die Leserin ins Blickfeld. Denn wie ein Werk gelesen wird, was wahrgenommen und was gefiltert wird – das hat nicht nur mit der Intention des Autors oder der Autorin zu tun, sondern eben auch damit, wer es aus was für einer Vorprägung heraus wie liest.

So dürfte der bayerische Ministerpräsident Markus Söder der bekannteste Star-Trek-Fan in der deutschen Politik sein. Sieht er *Star Trek* als Utopie einer postkapitalistischen Gesellschaft, oder sind es eher die Abenteuer im Weltraum, taktische Überlegungen und Phasor-Handgemenge, die ihn begeistern? Auch wenn er sich meines Wissen nicht dazu geäußert hat, scheint er eher Captain Kirk als

² Vgl. hierzu auch W. Jost, „Der Zeitgeist lässt grüßen“, *Andromeda Nachrichten* 288, S. 10 ff. – Jost arbeitet in diesem Text die Auseinandersetzung in den 1970er Jahren darüber auf, wie politisch das Science-Fiction-Fandom sein sollte.

³ Vgl. „Wenn aus Fiktion Realität wird“, 13.04.2018, <https://www.heise.de/hintergrund/Wenn-aus-Fiktion-Realitaet-wird-4017644.html>

Captain Picard zum Vorbild zu haben.⁴ Gleichzeitig lässt sich Söders Politik eine gewisse Technikbegeisterung nicht absprechen – von der bayerischen Raumfahrt-Initiative „Bavaria One“ bis zur etwas großspurigen Forderung, der erste Fusionsreaktor weltweit müsse in Deutschland – lies: in Bayern – entstehen, findet sich da einiges. Vielleicht ist das *Star Trek* zu verdanken.

Ministerpräsidentin Meloni – als Hobbit?

Diese Interpretationsoffenheit teilt *Star Trek* mit anderen großen Werken. Düstere wird es, wenn wir uns die Fantasy-Sozialisation der italienischen Ministerpräsidentin Giorgia Meloni von den postfaschistischen Fratelli d'Italia anschauen. Ihr Fixpunkt: J.R.R. Tolkien und der *Herr der Ringe*.⁵

Eine rechtsextreme Interpretation von Tolkiens Werk? Waren es nicht gerade die Weltkriege, die Tolkien beeinflussten – mit Schlachten, die über den beschaulichen Alltag hinweg brachen, gelenkt von der Inkarnation des Bösen, in einer Schattenwelt mit Ork-Armeen, die Gräueltaten aller Art vollbrachten? Es liegt nahe, in Mittelerde Anspielungen auf die Kriege und insbesondere auf die Verbrechen der Nazis zu finden. Tolkien selbst hat dies allerdings genauso wie anti-kommunistische Interpretationen (Sauron = Stalin) immer bestritten.⁶ Gleichzeitig verachtete Tolkien wohl Hitler samt Rassenlehre

⁴ K. Elger, R. Pfister, „Streber trifft Raubein“, *Spiegel* 1/2010. Demnach hing in Söders Amtszimmer eine Karikatur, die ihn als James T. Kirk zeigt, der in die bayerische Staatskanzlei gebeamt wird.

⁵ F. Polistina, „Tolkien-Ausstellung in Rom. Das Nichts, das sind die anderen“, *taz*, 2.12.2023, vgl. <https://taz.de/Tolkien-Ausstellung-in-Rom/!5975512/>; H. Roberts, Inside Giorgia Meloni's Hobbit fantasy world, *Politico*, 10.11.2023, <https://www.politico.eu/article/inside-giorgia-meloni-hobbit-fantasy-world-lord-of-the-rings-fratelli-italia-brothers-italy-politics/>

⁶ Vgl. M. Hoffmann, „Parallelen zwischen Tolkiens Leben und Mittelerde“, https://www.tolkienwelt.de/jrr_tolkien/parallelen.html; „Tolkien's Political Views“, *The Tolkien Forum*, 2017, <https://thetolkien.forum/threads/tolkiens-political-views.23245/> und die dort aufgeführten Zitate.

und Antisemitismus und distanzierte sich von „nordischen“ Interpretationen von Mitteleuropa. Der *Herr der Ringe* war für ihn keine politische Allegorie, sondern ein für sich stehendes Fantasy-Epos⁷.

Zugleich war Tolkien sicherlich kein Linker. Er scheint von Demokratie und anderen progressiven Errungenschaften nicht viel gehalten zu haben. Dagegen mochte er sich mit hässlichen, modernen Dingen wie Fabriken ganz und gar nicht anfreunden. Frodos Visionen über das Ende des Auenlands mit abgeholzten Bäumen und rauchenden Schloten sind durchaus in diesem Sinne verstehbar, wie überhaupt das so homogene Auenland mit Gärten, zweitem Frühstück und einer großen Abneigung all dem gegenüber, was außerhalb passiert, eine biedermeierlich-nostalgische Interpretation nahelegt. Und ein gütiger König mit heilenden Händen wacht, ohne sich einzumischen.

Zurück zu Meloni: Angefeuert durch ein Vorwort, das den *Herrn der Ringe* zu einem Werk stilisierte, das als Bollwerk gegen die Moderne zu verstehen war – ein Werk für die Nation, ein Werk, in dem heroische Männer heldenhafte Taten vollbrachten –, ergab sich im Italien der 1970er Jahre wohl eine Verbindung zwischen (Post-)Faschismus und Tolkien-Rezeption.⁸ Während in Deutschland die grünen Taschenbuchbände des *Herrn der Ringe* in den Regalen studentischer WGs auftauchten, begab sich die Jugend der faschistischen MSI in Hobbit-Lager, besang dort die Ringgemeinschaft und das mythologisierte heidnische Erbe Europas. Das sind die Wurzeln von Melonis Tolkien-Begeisterung.

Ob und wie sich diese Tolkien-Interpretation heute in der Politik der Rechtsextremen in Italien wiederfindet, kann ich nicht beurteilen. Wohl aber verwendet Meloni Versatzstücke aus dem *Herrn der Ringe* in Reden und Statements, wenn sie etwa den Kampf gegen die Ringgeister mit dem Kampf gegen eine „internationalen Finanzelite“ gleichsetzt. Ich bin mir sicher, dass Tolkien *diese* Aneignung verabscheut hätte.

⁷ Vgl. die Ausführungen zur Bedeutung von Fantasy in J.R.R. Tolkien, „On Fairy-Stories“, in *Tree and Leaf*, New York 1964.

⁸ Polistina, s.o.

Elon Musk spielt Tony Stark

Der Herr der Ringe findet sich auch auf der anderen Seite des Atlantiks. Ob Paypal-Investor Thiel sich selbst auf der dunklen Seite verortet, wenn er seine Datenanalyse- und Überwachungsfirma Palantir nennt, nach den von Sauron in Besitz genommenen „sehenden Steinen“?⁹ Auch Mithril und Lembas mussten schon für Thiel-Firmennamen herhalten. Es gibt auch andere Deutungsmöglichkeiten – so ist Thiels Venture-Capital-Firma nach den fast gottgleichen Valar benannt.¹⁰ Sieht er sich selbst als Valar, der schöpfend die Erde für die Ankunft der Menschen vorbereitet?

Elon Musk bezeichnet sich selbst als Science-Fiction-Fan. Er verweist auf Isaac Asimovs *Foundation* – und glaubt, dass er mit SpaceX etc. derjenigen sein kann, der das zerbröselnde Imperium über die dunkle Nacht der Jahrtausende retten muss. Er lässt sich amüsiert mit Tony Stark aus dem Marvel-Universum vergleichen.¹¹

Iain M. Banks' *Culture*-Serie findet bei Musk ebenfalls großen Zuspruch. So sind wohl zwei der Schiffe, die SpaceX-Raketen auffangen, nach den kontinentgroßen intelligenten Raumschiffen in Banks' *Player of Games* benannt. In Banks' *Culture* sind verkörperte künstliche Intelligenzen die eigentlichen Hauptpersonen – seien es Drohnen oder die erwähnten riesigen Raumschiffe und Orbitale. Menschen¹² kommen vor, leben im Luxus und haben jede Menge Freiheiten, weil die Culture keine Knappheit kennt. Doch Akteure ihres eigenen Schicksals sind sie

⁹ Vgl. Wikipedia-Eintrag „Palantir Technologies“, https://de.wikipedia.org/wiki/Palantir_Technologies.

¹⁰ Vgl. D. Waxner, “The hidden logic of Peter Thiel’s “Lord of the Rings”-inspired company names”, *Quartz*, 4.8.2018, <https://qz.com/1346926/the-hidden-logic-of-peter-thiels-lord-of-the-rings-inspired-company-names>

¹¹ R. Carroll, “Elon Musk’s mission to Mars”, *The Guardian*, 17.07.2013, <https://www.theguardian.com/technology/2013/jul/17/elon-musk-mission-mars-spacex>

¹² Korrekterweise: keine Menschen, sondern menschenähnliche Bewohner*innen einer viele tausend Jahre zurückliegenden galaktischen Zivilisation, vgl. Iain M. Banks, *A Few Notes on the Culture*, 1994, <http://www.vavatch.co.uk/books/banks/culture-note.htm>

– nur bedingt. Vielleicht eher so etwas wie geduldete, manchmal auch geliebte Haustiere der unermesslich großen Maschinenintelligenzen.

Eine solche Gesellschaft scheint etwas zu sein, das Musk erstrebenswert findet. Die *Culture*-Bücher lassen sich auch ganz anders interpretieren. Er aber sieht diese Interpretation als Vorbild. Deswegen sein Investment in Künstliche Intelligenz und in Gehirninterfaces. So liest sich jedenfalls ein Bericht aus dem Jahr 2020.¹³

Möglicherweise steckt bei Musk mehr dahinter als nur Prägung durch Science-Fiction-Lektüre. In den letzten Monaten tauchten einige Berichte auf, die sich um Musks Großvater handeln – Joshua Haldeman – und dessen Bezüge zu „Technocracy, Inc.“¹⁴ Haldeman wanderte, nachdem er dort seine politische Vision nicht umsetzen konnte, aus Kanada nach Südafrika aus. Politische Vision? Technocracy setzte sich seit den 1930er Jahren für eine „technokratische“ Expertenregierung ein, mit Ideen wie der, Geld durch Energie als Wertsystem zu ersetzen, großflächig „social engineering“ zu betreiben und die am Horizont auftauchenden Computer zur Steuerung des „gesellschaftlichen Mechanismus“ zu verwenden. Einiges davon klingt danach, als würde die eine oder andere dieser Ideen bei Musk ihre Auferstehung feiern können.

Und all die Befürchtungen und Debatten rund um die mögliche / wahrscheinliche / erhoffte / zu befürchtende / nicht mögliche Erschaffung einer „AGI“, einer „artificial general intelligence“, bekommen vor dem Hintergrund von Asimov (der ja nicht nur die *Foundation* geschrieben hat, sondern auch aus drei einfachen Robotergesetzen dicke Story-Bände entwickelt hat) und Banks eine neue Richtung. Hier sehnt sich einer nach gütigen Roboter-Göttern, die der Menschheit – Stichwort *Longtermism* – in ferner, ferner Zukunft dazu verhelfen, in einem galaktischen Imperium dem Müßiggang frönen zu können.

¹³ T.A. Pranto, „Culture: The sci-fi series that shaped Elon Musk’s ideas“, *The Business Standard*, 10.11.2020, <https://www.tbsnews.net/feature/panorama/culture-sci-fi-series-shaped-elon-musks-ideas-133537>

¹⁴ J. Hiltcher, „Elon Musk und das Erbe der Technokraten“, *Golem*, 12.09.2024, <https://www.golem.de/news/technocracy-inc-elon-musk-und-das-erbe-der-technokraten-2409-188232.html>

Wenn das dazu führt, dass Menschen jetzt leiden – sei's drum, das ferne Ziel lockt, der böse AI-Basilisk¹⁵ droht, und deswegen muss jetzt in *Iron-Man*-Technologie investiert werden, als gäbe es kein Morgen.

Oder, um Alex Blechmans inzwischen klassisch gewordenes Meme zu zitieren:¹⁶

„At long last, we have created the Torment Nexus from classic Sci-Fi novel ‘Don't create the Torment Nexus.’“

Und da sind wir nun.

Für eine progressive Lesart von Science Fiction

Dieser etwas düstere Blick auf die Rezeption von Science Fiction sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Science Fiction – und zwar auch jenseits der eingangs genannten explizit progressiv-utopisch gemeinten Texte – eben auch anders gelesen werden kann. Zugespißt gesagt geht es um die Frage der Deutungshoheit: Wer setzt sich kulturell durch, welche Lesart ist die dominierende? *Star Trek* – als Mainstream-medium, das durchaus auch in Tageszeitungen besprochen wird – oder die *Culture* können im Gewand der Unterhaltung genauso post-kapitalistische Zukünfte eröffnen.

Wer das unterstützen möchte, darf sich dann nicht die Falle locken lassen, Science Fiction als bloßes Entertainment misszuverstehen. Wenn Science Fiction und Fantasy eine gesellschaftliche Rolle haben, dann die, Denkräume zu vergrößern. Literarische Texte, die alternative Möglichkeiten durchspielen, andere Entwicklungspfade durchdenken und noch nicht Seiendes in den kulturellen Raum einer Gesellschaft einspielen, können dabei helfen, tatsächliche Alternativen denkbar und dann Realität werden zu lassen. Deswegen ist Science Fiction für mich politisch.

¹⁵ Vgl. Wikipedia zu „Rokos Basilisk“, https://de.wikipedia.org/wiki/Rokos_Basilisk

¹⁶ <https://knowyourmeme.com/photos/2386534-torment-nexus> (Twitter, 2021)

Anhang

Personenindex

- Adams, Douglas 138
Aldiss, Brian 143
Asimov, Isaac 142, 159, 163
Atwood, Margret 159
Bacigalupi, Paolo 147
Baerbock, Annalena 103
Ball, Matthew 93, 108, 109, 110
Ballard, J.G. 143
Banks, Iain 144, 163
Bear, Elizabeth 146
Beckett, LX 95, 156
Berners-Lee, Tim 103
Bethke, Bruce 150
Beukes, Lauren 146
Blechman, Alex 165
Böhmermann, Jan 114, 133
Bourdieu, Pierre 72, 74
Boyle, T.C. 148
Brand, Karl-Werner 77, 78
Brecht, Bertold 101
Brundtland, Gro Harlem 77
Brunner, John 138, 143, 149, 160
Buckell, Tobias S. 147
Buddenbohm, Maximilian 133
Butler, Octavia 146
Callenbach, Ernest 152
Caton, William R. 76
Chambers, Becky 156
Cherryh, C.J. 146
Clarke, Arthur C. 160
Cline, Ernest 95
Delaney, Samuel R. 143
Dick, Philip K. 121, 123
Doctorow, Cory 131, 145, 156, 159
Dunlap, Riley E 76
Emrys, Ruthanna 156
Fischer, Joschka 5
Frey, Andreas 58
Gabriel, Sigmar 16
Gensch, Ulrich 47
Gibson, William 95, 111, 138, 143,
149, 160
Giddens, Anthony 72, 73
Göring-Eckardt, Katrin 21, 47
Green, Hank 93, 94, 96
Grunwald, Armin 14
Habeck, Robert 47, 48
Habermas, Jürgen 38
Haldeman, Joshua 164
Hammer, Luca 113
Haraway, Donna 73
Hauk, Peter 14
Heinemann, Gustav 51
Heinlein, Robert A. 142, 159
Hildebrandt, Dieter 7
Hitler, Adolf 161
Hofreiter, Anton 21
Hörning, Karl H. 72, 74, 75
Jemisin, N.K. 147
Jochum, Georg 78
Kleinhüchelkotten, Silke 84
Kohl, Helmut 5
Köhntopp, Kristian 108

- Kretschmann, Winfried 13, 14, 16,
18, 21, 25, 35, 39, 40
- Kritzer, Naomi 156
- Kropp, Cordula 77
- Lanier, Jaron 19
- Latour, Bruno 73
- Le Guin, Ursula K. 141, 142, 144,
149, 152, 156, 159
- Lodi-Ribeiro, Gerson 153
- Luhmann, Niklas 11
- Luks, Fred 78
- MacLeod, Ken 145
- Mappus, Stefan 5
- McDonald, Ian 145
- McHugh, Maureen F. 146
- Meloni, Giorgia 161, 162
- Merkel, Angela 5, 21
- Michael, Mike 73
- Mieville, China 143, 144
- Mihajlović, Dejan 126
- Mira, Aiki 150
- Musk, Elon 110, 113, 163
- Newitz, Annalee 139
- Niven, Larry 142
- Özdemir, Cem 21
- Passig, Kathrin 133
- Pausewang, Gudrun 5
- Peter, Simone 21
- Piechotta, Paula 58
- Piercy, Marge 141, 142
- Poferl, Angelika 84
- Pratchett, Terry 156
- Putin, Wladimir 59
- Rand, Ayn 159
- Reckwitz, Andreas 72
- Renn, Ortwin 14
- Republic of Bees 151
- Reiß, Alessandra 155
- Reusswig, Fritz 84
- Reynolds, Alastair 145
- Robinson, Kim Stanley 131, 144,
148, 152, 157, 159
- Ross, Joanna 142
- Rowland, Alexandra 155
- Rucker, Rudy 150
- Rülke, Hans-Ulrich 14
- Russ, Joanna 141
- Scalzi, John 159
- Schmidt, Florian 140, 141, 142, 147
- Schröder, Gerhard 5
- Schrupp, Antje 49
- Shirley, John 143, 150
- Shove, Elizabeth 73, 75, 82
- Siri, Jasmin 38, 41
- Snowden, Edward 11
- Söder, Markus 160
- Späth, Lothar 14
- Spinrad, Norman 143, 148, 152
- Stephenson, Neal 95, 125, 131, 136,
148
- Sterling, Bruce 143, 150
- Stoch, Andreas 23
- Strahan, Jonathan 148
- Ströbele, Hans-Christian 11
- Stross, Charles 133, 145
- Swanwick, Michael 143
- Thiel, Peter 163
- Tolkien, John R.R. 161
- Trittin, Jürgen 5
- Trump, Donald 159
- Ulibarri, Sarena 153
- Valente, Cat 147
- van der Bellen, Alexander 47
- von Kracht, Hajo 52
- Warde, Alan 74
- Warminski-Leitheußer, Gabriele 23
- Warner Brontë, Phoebe 153
- Weizenbaum, Joseph 138

Anhang

Welke, Oliver 8

Weller, Ines 79

Wieland, Christopher 153

Wieser, Matthias 75

Will, Anne 48

Wolf, Guido 14, 17

Wood, Gavin J. 103

Zuckerberg, Mark 95, 96, 98, 108